0. Literarhistorische und methodologische Grundlegung

0.1 Romantik als Epoche?

Die Romantik markiert einen grundlegenden Einschnitt in der Geschichte literarischer Kommunikation; sie ist eine Art Parallelaktion zur politischen Revolution von 1789 im Bereich des Ästhetischen. Darüber herrscht in der Forschung heute ein weitgehender Konsens. Worin allerdings das Neuartige an der Romantik besteht, wie sich die heterogenen Erscheinungen dieser ästhetischen Revolution auf einen Nenner bringen lassen, wie genau die Romantik gegenüber anderen literarischen Strömungen und Epochen abzugrenzen ist, darüber gehen die Meinungen nach wie vor auseinander. Noch komplizierter ist die Lage, wenn man die Romantik nicht aus nationalliterarischer, sondern, wie dies hier geschehen soll, aus europäischer Perspektive betrachtet.

Epochen haben nur zum Teil ein *fundamentum in re,* sie sind in erster Linie Konstrukte der Geschichtsschreibung. Das heißt, sie sind nicht absolut wahr oder falsch, sondern perspektivisch an ein bestimmtes Erkenntnisinteresse gebunden und somit abhängig von der Auswahl und Privilegierung bestimmter Definitionskriterien. Ihr wissenschaftlicher Wert ergibt sich zum einen aus der Transparenz und Kohärenz der verwendeten Bestimmungskriterien und zum anderen aus der heuristischen Funktion der jeweiligen Epochenkonstruktion. Dieser prinzipielle Vorbehalt gilt für alle Epochen. Im Hinblick auf die Romantik kommt erschwerend hinzu, daß der schillernde Begriff *Romantik (romantisme, romanticismo, romanticism)* in typologischer wie in historischer Bedeutung bereits von den Zeitgenossen, und zwar in programmatischer und in polemischer Absicht, verwendet wurde. Eine weitere Schwierigkeit ist die (phasenversetzte) gesamteuropäische Verbreitung des Begriffs. In Deutschland, Italien und Frankreich, denen im folgenden unser Augenmerk gelten soll, gab es bekanntlich literarische Gruppierungen, die den Begriff in poetologischer Funktion verwendeten und denen er in der Folge dann wie ein Etikett angeklebt wurde.

Einen konzisen und prägnanten Überblick über die Begriffsgeschichte gibt Ernst Behler.[1] Der Verfasser stützt sich dabei hauptsächlich auf eigene For-

1 »Romantik, das Romantische«, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie,* Bd. 8, Darmstadt 1992, Sp. 1076–1086.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

schungen[2] und auf Veröffentlichungen von René Wellek[3] und Hans Eichner.[4] Im vorliegenden Zusammenhang ist von Interesse, daß der Begriff des Romantischen in der deutschen Frühromantik, die als programmatische Avantgarde der Literaturrevolution um 1800 eine vor allem durch die Vermittlung von August Wilhelm Schlegel und Mme de Staël bewirkte gesamteuropäische Ausstrahlung hatte, keineswegs, wie man glauben möchte, zur Selbstbeschreibung verwendet wurde. Zwar wurde der bis dahin in poetologischem Zusammenhang vorwiegend pejorativ gebrauchte Begriff durch die Brüder Schlegel positiviert und aufgewertet. Gemeint sind damit im typologischen Sinn die Qualität der Stilmischung und im literarhistorischen Sinn die Dichtung des Mittelalters und der Renaissance (Dante, Ariosto, Shakespeare, Cervantes). Die Aufwertung einer als eigenständig empfundenen antiklassizistischen europäischen Dichtungstradition impliziert aber bei den Schlegels nicht die Forderung nach deren vorbehaltloser Restitution. Es geht im Gegenteil um eine künftig zu leistende dialektische und somit spannungsreiche Vermittlung von Klassik und Romantik, von klassischer Beschränkung und romantischer Universalität beziehungsweise Progression, die sich, so Friedrich Schlegel, in Goethes Werk anzukündigen scheint.[5] Die vermeintliche Frontstellung zwischen Klassik (Goethe, Schiller) und Romantik (Schlegel, Novalis usw.) erweist sich aus dieser Sicht als nachträgliche Konstruktion der Literaturgeschichtsschreibung. Die deutschen Romantiker haben sich jedenfalls selbst nicht als solche bezeichnet. Die Zuschreibung stammt von ihren Gegnern und Kritikern (etwa Voß, Hegel, Heine) und wurde dann von den Germanisten übernommen. Auch Mme de Staël fordert keinen Aufstand der Romantik gegen den Klassizismus, sondern eine Ausweitung und Modifizierung des klassizistischen Literaturverständnisses durch Öffnung für die ›nordischen‹ Literaturen und durch die Verschmelzung von französischem »goût« und deutscher »imagination«.[6] Erst in den polemischen Auseinandersetzungen um ein neues, antiklassizistisches Literaturverständnis in Italien (ausgelöst durch Mme de Staëls 1816 erschienene Schrift *Sulla maniera e la utilità delle traduzioni*) und den in der *Bataille d'Hernani* 1830 kulminierenden Polemiken im Frankreich der 1820er Jahre wird der

2 Vgl. Behler, »Kritische Gedanken zum Begriff der europäischen Romantik« (1972), in: *Studien zur Romantik und zur idealistischen Philosophie,* Paderborn u. a. 1988, S. 86–115.

3 »The Concept of Romanticism in Literary History« (1949), in: ders., *Concepts of Criticism,* hg. v. Stephen G. Nichols, New Haven/London 1963, S. 128–198.

4 Vgl. Eichner (Hg.), *›Romantic‹ and its Cognates. The European History of a Word,* Toronto/Manchester 1972.

5 Behler, »Kritische Gedanken zum Begriff der europäischen Romantik«, S. 88–98.

6 Ebd., S. 89.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Romantikbegriff im identifizierenden Sinne nicht mehr nur als Schmähbegriff, sondern auch als positiv besetzter Kampfbegriff verwendet.
Für den Literarhistoriker stellt sich daher die Frage, ob man als romantisch nur Werke derjenigen Autoren bezeichnen soll, die den Begriff verwendeten beziehungsweise denen er von den Zeitgenossen oder auch im nachhinein zugeschrieben wurde, oder ob man seine Gültigkeit zum Epochenbegriff verallgemeinern darf.[7] Die Beantwortung dieser Frage hat weitreichende Konsequenzen. Im Bereich der deutschen Literatur etwa muß man sich entscheiden, ob man die bekannte Dichotomie Klassik vs. Romantik aufrechterhält und einen Gegensatz zwischen Goethe und Schiller auf der einen Seite und den Brüdern Schlegel, Novalis, Tieck, Brentano usw. auf der anderen Seite sieht oder ob man im Gegenteil eher die zahlreichen Gemeinsamkeiten dieser um 1800 schreibenden Autoren hervorhebt. Ganz zu schweigen von der Zuordnung von Jean Paul, Hölderlin und Kleist, die weder zur einen noch zur anderen Gruppierung gehören und daher in Literaturgeschichten aus Verlegenheit meist als eigene ›Gruppe‹ behandelt werden. Ein wenig anders gelagert, aber durchaus vergleichbar ist das Problem in Italien, wo als Protagonisten der romantischen Bewegung eher zweitran-

7 Vgl. hierzu Behler, »Kritische Gedanken zum Begriff der europäischen Romantik«, S. 107–115, der, nachdem er auf die zahlreichen Probleme hingewiesen hat, die sich einer Verwendung als gesamteuropäischer Epochenbegriff aufgrund begriffsintensionaler und -extensionaler wie zeitlicher und nationaler Unterschiede entgegenstellen, dennoch für eine »kritische[.] Beibehaltung« (S. 111) plädiert und dabei auf die ursprüngliche Bedeutung des Begriffes *romantisch* verweist: »Damit wurde ja indirekt eine Erfahrung bezeichnet, die nicht so sehr an den für sich bestehenden Dingen orientiert war, sondern unsere Antwort auf sie darstellte, die Welt in der Subjekt-Objektbeziehung erscheinen ließ. Diese Bewußtseinsstufe, die mit dem ursprünglichen Wort romantisch umrissen wurde, erfuhr Anfang des 19. Jahrhunderts eine höhere Potenzierung und führte zu einer Haltung, die sich über die bestehenden literarischen Traditionen in einer sich selbst bewußt gewordenen Geisteshaltung erhob.« (ebd.) In diesem Sinne einer gesteigerten (Selbst-)Reflexivität und der damit implizierten Vorläufigkeit und Fragwürdigkeit aller Erkenntnis läßt sich die Romantik dann auch als Beginn einer als Makroepoche konzipierten Moderne auffassen, wie ein jüngst erschienener Sammelband zu zeigen versucht. In der Einleitung sprechen die Herausgeber von der »konstitutiven Leitfunktion der Romantik für die ästhetische Moderne« (Silvio Vietta/Dirk Kemper, »Einleitung«, in: *Ästhetische Moderne in Europa. Grundzüge und Problemzusammenhänge seit der Romantik,* München 1998, S. 1–55, hier S. 15). Diese Leitfunktion bringen sie auf folgenden Nenner: »Nicht aufgrund einzelner Erscheinungen wie Autonomie, Subjektivität, neuer Zeiterfahrung begründet die Romantik die ästhetische Moderne, sondern weil sie – und in dieser inneren Gegenläufigkeit erstmals in der Geschichte der Literatur und Künste – mit der Setzung solcher Leitbegriffe und Erfahrungsformen zugleich auch deren prinzipielle Hinterfragbarkeit und Destruierbarkeit mitdenkt und mitgestaltet. Von der Romantik an konstituiert sich ästhetische Moderne als eine Epoche krasser Widersprüche und innerer Zerrissenheit.« (ebd.)

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

gige Autoren wie di Breme, Berchet oder Ermes Visconti genannt werden, während die aus europäischer Sicht bedeutendsten italienischen Romantiker Foscolo und Leopardi vielfach als Neoklassizisten oder gar als Anti-Romantiker gelten. In Frankreich wiederum scheint eine programmatische Romantik sich erst mit Stendhal und Hugo zu etablieren, während Mme de Staël und Chateaubriand der romantischen Literatur eher als Theoretiker und Wegbereiter zugerechnet werden.

Folgt man den herkömmlichen Einteilungen und Zuordnungen, so ergibt sich, wie auch immer diese im einzelnen ausfallen mögen, das Bild einer Asynchronizität der europäischen Literaturen um 1800: Klassiker und Romantiker koexistieren in Deutschland, verfolgen aber poetologisch und ideologisch unterschiedliche Ziele; Italien und Frankreich werden von der romantischen Bewegung, die in Deutschland um 1795 einsetzt, erst mit einer Verspätung von etwa zwei Jahrzehnten erfaßt. Dieses Bild ist jedoch trügerisch, weil es grundlegende Gemeinsamkeiten der betroffenen Texte übersieht. Solche Gemeinsamkeiten möchte ich im folgenden an ausgewählten Beispielen untersuchen. Nun soll hier nicht behauptet werden, daß es zwischen den um 1800 schreibenden Autoren in Deutschland, Italien und Frankreich keinerlei signifikante Unterschiede gäbe. Wenn man aber Texte von Autoren wie Hölderlin, Foscolo, Mme de Staël und Leopardi miteinander vergleicht, so werden insbesondere hinsichtlich der in diesen Texten dominanten Liebesthematik und ihrer Funktionalisierung zahlreiche Gemeinsamkeiten sichtbar, die nicht zufällig sein können, sondern auf grundlegende Übereinstimmungen der literarischen Evolution in Deutschland, Italien und Frankreich schließen lassen.

0.2 Das Aufschreibesystem 1800

Um diese Übereinstimmungen, die im Hauptteil der Untersuchung durch vergleichende Textanalysen ausführlich belegt werden sollen, entsprechend perspektivieren und interpretieren zu können, ist es hier zunächst erforderlich, einen geeigneten Theorierahmen zu entwerfen. Eine wichtige Voraussetzung für das Verständnis alles Weiteren ist die Tatsache, daß die ›Literatur‹ im modernen, uns vertrauten Sinne eine ›Erfindung‹ des späten 18. Jahrhunderts ist.[8] Unser alltäglicher wissenschaftlicher und nicht-wissen-

8 Vgl. hierzu die begriffsgeschichtlichen Studien von Robert Escarpit, »La définition du terme ›littérature‹« (1962), in: *Le littéraire et le social. Éléments pour une sociologie de la littéra-*

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

schaftlicher Umgang mit literarischen Texten tendiert nur allzu leicht dazu, diese Tatsache zu verschleiern. Wenn wir ›Homer‹, Dante und Goethe lesen, dann sind wir uns meist nicht darüber im klaren, daß es sich jenseits aller Unterschiede auf der Ebene der Textgestalt und ihrer Semantik um grundsätzlich Verschiedenes handelt. Die Texte der genannten ›Autoren‹ unterscheiden sich nämlich prinzipiell dadurch voneinander, daß sie Produkte je verschiedener Aufschreibesysteme sind. Friedrich A. Kittler, der diesen Begriff in die Literaturwissenschaft eingeführt hat, versteht darunter »das Netzwerk von Techniken und Institutionen […], die einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben«.[9] Es handelt sich um die technischen und medialen Voraussetzungen zeitversetzter Kommunikation, das heißt der Herstellung von Texten (im Sinne von Konrad Ehlich).[10] Kittlers medienwissenschaftliche Spezifizie-

ture, Paris 1970, S. 259–272, und Rainer Rosenberg, »Eine verworrene Geschichte. Vorüberlegungen zu einer Biographie des Literaturbegriffs«, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 20/77 (1990), S. 36–65. Escarpit verweist darauf, daß das uns bekannte Konzept von Literatur sich erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts abzuzeichnen beginnt und zwischen 1770 und 1800 in Deutschland, Frankreich und England genügend Eigenständigkeit erlangt, um nach einer eigenen Bezeichnung zu verlangen (»La définition du terme ›littérature‹«, S. 265). Was sich aus dem Bereich der die Disziplinen Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Poesie und Geschichte umfassenden *humanae litterae* oder, wie es seit dem 17. Jahrhundert hieß, der *belles-lettres,* ausgegliedert hatte, wurde dann seit dem späten 18. Jahrhundert zunehmend mit den einzelsprachlichen Varianten des humanistischen *litteratura*-Begriffs, der ursprünglich ›Gelehrsamkeit‹ bedeutete, bezeichnet (Rosenberg, »Eine verworrene Geschichte«, S. 37). Schon d'Alembert verwendet im »Discours préliminaire« der *Encyclopédie* (1751) neben dem gängigen *belles-lettres* den Begriff *littérature* im modernen Sinn, das heißt in Abgrenzung zu den anderen Künsten (Malerei, Bildende Kunst, Musik) wie auch zur Philosophie. Noch lange Zeit aber besteht Unklarheit über die Extension des Begriffs. Mme de Staël etwa versteht in ihrem 1800 erschienenen Werk unter *littérature* »la poésie, l'éloquence, l'histoire et la philosophie« (*De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales*. Nouvelle édition critique établie, présentée et annotée par Axel Blaeschke, Paris 1998, S. 45). Rosenberg, »Eine verworrene Geschichte«, S. 39, weist darauf hin, daß das Wort *Literatur* sehr lange noch in Konkurrenz zu *poésie* und *lettres* verwendet wurde. Wichtig ist im vorliegenden Zusammenhang aber weniger der Signifikant als die von diesem bezeichnete Sache, nämlich das Kommunikationssystem Literatur als autonomes Teilsystem der modernen Gesellschaft (s. u.).

9 *Aufschreibesysteme 1800 • 1900* (1985), München 31995, S. 519.

10 »Eine Sprechhandlung kann also aus ihrer unmittelbaren Sprechsituation herausgelöst und in eine zweite Sprechsituation übertragen werden. Die Sprechhandlung bleibt in allen oder in mehreren ihrer Dimensionen gleich – nicht jedoch Sprecher, Hörer und die Sprechsituation als ganze. / Ich schlage nun vor, für eine solche, aus ihrer primären unmittelbaren Sprechsituation herausgelöste Sprechhandlung, die für eine zweite Sprechsituation gespeichert wird, den Ausdruck ›Text‹ zu verwenden. Nach dieser Auffassung sind Texte also durch ihre *sprechsituationsüberdauernde Stabilität* gekennzeichnet.« (Konrad Ehlich, »Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürf-

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

rung der Diskursarchäologie in der Nachfolge Michel Foucaults beruht auf der Prämisse, »daß Literatur (was immer sie sonst noch in Leserkreisen bedeuten mag) Daten verarbeitet, speichert, überträgt«.[11] Es geht Kittler um die materiellen Bedingungen solcher Datenverarbeitung. Er operiert folglich nicht wie die Hermeneutik mit dominant ideellen Begriffen wie *Sinn, Werk* und *Überlieferung,* die die Materialität des Aufschreibesystems stillschweigend voraussetzen und damit, indem sie die medienspezifischen Modi der literarischen Datenverarbeitung weitgehend ignorieren, wichtige historische Unterschiede einzuebnen tendieren.

Kittler versucht nun, auf der Ebene des diskursiven und medialen Apriori anzusetzen und das Aufschreibesystem um 1800 zu rekonstruieren, das heißt die technisch-medialen, institutionellen, pädagogischen, psychologischen und ideologischen Rahmenbedingungen zu beschreiben, unter denen die literarische Kommunikation in der Goethezeit stattfindet und die die uns vertrauten Umgangsweisen mit Literatur erst hervorgebracht haben. Dazu gehört insbesondere die Hermeneutik als neuartiger Umgang mit Zeichen, als Umstellung von einer »Logik der Signifikanten«, wie sie für die rhetorische Semiotik der alteuropäischen Gelehrtenrepublik grundlegend war, auf eine »Logik der Signifikate«.[12] Diese »Queste nach dem transzendentalen Signifikat«[13] demonstriert Kittler an der Art und Weise, wie der Gelehrte Faust den Anfang des Johannesevangeliums übersetzt.[14] Bekanntlich sucht Faust nach einer adäquaten deutschen Wiedergabe des griechischen Wortes *logos,* wobei er in einer »Sequenz iterierter Durchstreichungen«[15] die Begriffe *Wort, Sinn, Kraft* einsetzt und wieder verwirft, um sich schließlich für *Tat* zu entscheiden. Damit wählt er eine sowohl semantisch als auch pragmatisch freie Übersetzung, da er das griechische Wort weder wörtlich übersetzt noch seine Übersetzung einer externen Diskurskontrolle unterwirft.[16] Hermeneutik ist in dieser Perspektive eine »Phantastik, bei der ein unersetzliches Signifikat alle ersetzbaren Signifikanten ersetzt«,[17] bei der die Diskurskontrollinstanz »Geist« den Sinn einer Äußerung garantiert[18] und bei der

nis nach Überlieferung«, in: Aleida Assmann/Jan Assmann/Christof Hardmeier (Hg.), *Schrift und Gedächtnis,* München 1983, S. 24–43, hier S. 32; Hervorh. im Text.)

11 *Aufschreibesysteme 1800 • 1900,* S. 520.

12 Ebd., S. 19.

13 Ebd., S. 18.

14 Vgl. Goethe, *Faust I,* Studierzimmer, V. 1220ff.

15 *Aufschreibesysteme 1800 • 1900,* S. 18.

16 Ebd., S. 21.

17 Ebd., S. 19.

18 Ebd., S. 25.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Verstehen an die Stelle des hergebrachten Auswendiglernens tritt.[19] Ihr eignet etwas Divinatorisches oder Halluzinatorisches.

Diese neuartige semiotische Praxis findet ihr Korrelat in tiefgreifenden institutionellen Veränderungen. Die Universität wird von einer kirchlichen in eine staatliche Institution verwandelt, deren Aufgabe es ist, Beamte auszubilden. Zugleich entsteht das Konzept Autorschaft im modernen Sinne durch die rechtliche Fundierung geistigen Eigentums. Beide institutionellen Veränderungen werden im *Allgemeinen Landrecht für die Königlich Preußischen Staaten* von 1794 verbrieft.[20] Ebenfalls um 1800 wird im Bereich der Pädagogik von Heinrich Stephani die Lautiermethode zum Lesenlernen entwickelt, die auf eine Oralisierung des Alphabets abzielt[21] und die Illusion erzeugt, »es gäbe eine Alphabetisierung ohne Schrift«.[22] Im Zentrum der neuen Sprachpädagogik steht die Mutter als »Diskursursprung«.[23] Ihre Aufgabe ist es, den Kindern das Lesen beizubringen, indem sie Schrift durch Stimme ersetzt. »Der Muttermund erlöst also die Kinder vom Buch. Eine Stimme ersetzt ihnen Buchstaben durch Laute, ganz wie Faust den Zuschauern seiner Gelehrtentragödie Wörter durch Bedeutungen ersetzt.«[24]

In Wechselwirkung mit den genannten Veränderungen entsteht ›die Literatur‹. Sie ist der Ort, wo das neue Aufschreibesystem gewissermaßen zu sich selbst findet. Denn durch die Lautiermethode werden die Kinder idealtypisch zu Beamten und Dichtern ausgebildet. »Der Diskurs, den die Mutter im Aufschreibesystem von 1800 nicht hält, sondern macht, heißt Dichtung.«[25] Die von der Mutter vermittelte Lesetechnik zielt auf die Ausblendung der Signifikantenebene. Lesen wird dadurch zu einem Vorgang, der das Signifikat unter Umgehung des Signifikanten förmlich halluziniert. Dies wird befördert durch Johann Friedrich Ungers Typographiereform, die die alte Frakturschrift durch Verzicht auf Druckerschwärze aufhellt und ausdünnt und dadurch bequemer lesbar macht. *Wilhelm Meisters Lehrjahre* ist einer der ersten Romane, der in Ungers Reformtypographie gedruckt wurde. Diese »buchstäbliche Entmaterialisierung« der Schrift befreit die Augen davon, »die Materialität von Buchstaben auch nur wahrnehmen zu müssen«.[26]

19 Ebd., S. 29.
20 Ebd., S. 27.
21 Ebd., S. 43.
22 Ebd., S. 46.
23 Ebd., S. 38.
24 Ebd., S. 45.
25 Ebd., S. 35.
26 Ebd., S. 117.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Ergebnis dieser neuen Lesemethode ist jene »Bibliotheksphantastik«, von der Foucault im Hinblick auf Flaubert gesprochen hat,[27] die aber laut Kittler schon bei E. T. A. Hoffmann, insbesondere in seinem »Märchen aus der neuen Zeit« *Der goldne Topf,* nachweisbar ist: Der Protagonist Anselmus halluziniert beim Lesen und Abschreiben einer ihm unbekannten indischen Schrift eine imaginäre Bedeutung (»Von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange«), und prompt materialisiert sich in der Bibliothek seines Auftraggebers, des Archivarius Lindhorst, jene Schlange, die ihm zuvor schon in einem Holunderbusch erschienen war und die er mit Lindhorsts Tochter Serpentina identifiziert.[28] Diese Art Bibliotheksphantastik, so Kittler, »wiederholt also bloß die Buchtechnik, in der [romantische Erzählungen] gesetzt sind.«[29]

Es zeigt sich, daß aus Kittlers diskursarchäologischer Perspektive die von der traditionellen Literaturgeschichtsschreibung aus ideologischen Gründen so sehr betonten Differenzen zwischen ›Klassik‹ und ›Romantik‹ ihre Bedeutung verlieren. Beide Bewegungen haben in gleicher Weise Anteil an der um 1800 sich vollziehenden Etablierung eines neuen Aufschreibesystems. Zur Illustration von dessen Wechselwirkungen mit der Literatur zitiert Kittler folgerichtig Autoren wie Goethe, Jean Paul, Friedrich Schlegel und E. T. A. Hoffmann. Die Differenzen zwischen ›Klassikern‹ und ›Romantikern‹ werden auf den Status eines Oberflächenphänomens reduziert, weil auf der archäologischen Ebene des Aufschreibesystems fundamentale Gemeinsamkeiten bestehen, die, so Kittler, an den Texten ablesbar sind.

0.3 Die Epochenschwelle 1800 aus soziologischer, historischer, ästhetikgeschichtlicher und diskursarchäologischer Sicht

Diese Gemeinsamkeiten lassen sich aus soziologischer Sicht als Indizien eines tiefgreifenden Strukturwandels der europäischen Gesellschaften interpretieren, der zwar schon seit längerer Zeit im Gange ist, sich aber erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im zeitgenössischen Bewußtsein nie-

27 »Un ›fantastique‹ de bibliothèque« (1964), in: ders., *Dits et écrits,* 4 Bde, hg. v. Daniel Defert/François Ewald, Bd. I, Paris 1994, S. 293–325.

28 E. T. A. Hoffmann, *Der goldne Topf,* in: *Gesammelte Werke in Einzelausgaben.* Bd. 1: *Fantasiestücke in Callots Manier.* Textrevision und Anmerkungen von Hans-Joachim Kruse, Berlin/Weimar 1994, S. 221–315, Zitat: Achte Vigilie, S. 280.

29 *Aufschreibesysteme 1800 • 1900,* S. 117.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

derschlägt. Nach Niklas Luhmann erfolgt dieser Wandel auf der Ebene der Differenzierung des Gesellschaftssystems. Luhmann unterscheidet drei Formen der Systemdifferenzierung: die segmentäre, die stratifizierte (auch: stratifikatorische) und die funktional differenzierte. Segmentäre Gesellschaften bestehen aus verschiedenen Teilbereichen wie Familien, Siedlungen oder Stämmen, die prinzipiell gleichwertig sind, deren faktische Ungleichheit aber dazu dient, die »Zuordnungen von Gütern, Menschen und Schicksalen zu ordnen«.[30] Stratifizierte Gesellschaften dagegen verankern die Ungleichheit nicht mehr auf der Ebene des Schicksals, sondern auf der Ebene der Sozialstruktur, in Form von sozialen Hierarchien. »Die Einheit der Gesellschaft liegt in der Rangdifferenz, die nicht in Frage gestellt werden kann, ohne daß die Gesellschaft in Frage gestellt werden würde; und diese Differenz ermöglicht dann eine Regulation des Verhaltens für Alltags- und Notlagen.«[31] Funktional differenzierte Gesellschaften schließlich unterscheiden nicht mehr nach dem Schicksal oder nach der durch Geburt bestimmten Rangzugehörigkeit, sondern nach Funktionen. Sie bestehen aus auf je eine Funktion spezialisierten Teilsystemen wie Politik (Funktion: Regelung von Machtbeziehungen und somit der Möglichkeit, bindende Entscheidungen zu treffen), Wirtschaft (Funktion: Verteilung knapper Güter), Recht (Funktion: Regelung normativer Erwartungen), Wissenschaft (Funktion: Gewinnung neuen, unwahrscheinlichen Wissens), Religion (Funktion: Transformation unbestimmbarer in bestimmbare Komplexität, Ausschaltung von Kontingenz) und Kunst (Funktion: Sichtbarmachung des Unbeobachtbaren), die zwar alle miteinander interagieren, aber zueinander nicht im Verhältnis funktionaler Äquivalenz stehen und daher einander nicht wechselseitig in ihrer Funktion ersetzen können.[32] Aus der Sicht eines Teilsystems stellen die jeweils anderen Teilsysteme die Umwelt dar. Da kein Teilsystem außerhalb seiner selbst operieren kann, indem es die für sein eigenes Funktionieren geeigneten Umweltbedingungen herstellt, kommt es zu Diskrepan-

30 Luhmann, »Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie«, in: Hans Ulrich Gumbrecht / Ursula Link-Heer (Hg.), *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie,* Frankfurt a. M. 1985, S. 11–33, hier S. 22. – Vgl. auch die ausführliche Darstellung der drei Typen gesellschaftlicher Differenzierung in Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft,* 2 Bde (1997), Frankfurt a. M. 1999, Bd. 2, S. 634–776.

31 Ebd., S. 22 f.

32 Vgl. die bündige Zusammenfassung der in Luhmanns Schriften verstreuten Aussagen zu den einzelnen Teilsystemen und ihren Funktionen bei Detlef Krause, *Luhmann-Lexikon. Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann* (1996), Stuttgart 2 1999, S. 189 ff., von dem ich einige der oben in Klammern gesetzten Funktionsbeschreibungen in verkürzter Form übernommen habe.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

zen zwischen »Erwartungen in Bezug auf Funktionserfüllung« und der »Einsicht, daß man die Bedingungen der innergesellschaftlichen Umwelt […] nicht kontrollieren kann«.[33] Im Vergleich zur segmentären und zur stratifizierten ist bei der funktional differenzierten Gesellschaft »die Form, in der Einheit als Differenz erscheint, ins Extrem getrieben«, woraus besondere Probleme bei der »Innenlenkung des Systems« resultieren.[34] Man kann beispielsweise, wie die tägliche Erfahrung zeigt, aufgrund der Komplexität des modernen Gesellschaftssystems und aufgrund der operativen Geschlossenheit der Teilsysteme nur schwer das Funktionieren des Wirtschaftssystems durch politisches Handeln beeinflussen. Auch im ausdifferenzierten Kunstsystem macht man seit etwa 200 Jahren die Erfahrung, daß der Preis für die gewonnene Autonomie darin besteht, daß die Kunst als Kunst auf andere Teilsysteme nicht mehr pädagogisch, politisch, religiös usw. wirken kann. Dieses Problem aber wird in den hier zu analysierenden Texten aus der Zeit um 1800 reflektiert. Auf die realgeschichtliche Ausdifferenzierung antwortet die Literatur um 1800 mit Entdifferenzierung auf der Ebene der Selbstbeschreibung.

Der Schritt von segmentären zu stratifizierten und von stratifizierten zu funktional differenzierten Gesellschaften bringt mithin jeweils eine Zunahme an Komplexität mit sich; er läßt sich daher als Kriterium für Epocheneinteilung verwenden. Während der Übergang von segmentären zu stratifizierten Gesellschaften welthistorisch mehrfach stattgefunden hat, ist die Entstehung funktional differenzierter Gesellschaften auf das neuzeitliche Europa beschränkt. Der Wandel setzt schon im 12. Jahrhundert ein, kommt aber erst am Ende des 18. Jahrhunderts zum Abschluß, so daß man die Gesellschaft zwischen Anfang und Ende dieses Transformationsprozesses als »Übergangsgesellschaft«[35] einstufen könnte. Da ein Bewußtsein für diesen Wandel und entsprechende Reaktionen darauf erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts konstatierbar sind, bezeichnet Luhmann jene Zeit als »Epochenschwelle«.[36]

Nun spricht einiges für die Existenz eines epochalen Einschnitts gegen Ende des 18. Jahrhunderts, zumal wenn man die Ergebnisse von Forschern verschiedener Fachrichtungen und methodischer Observanz zum Vergleich heranzieht. So bezeichnet der Historiker Reinhart Koselleck das 18. Jahrhun-

33 Luhmann, »Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie«, S. 23.
34 Ebd.
35 Ebd., S. 24.
36 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

dert als Beginn der Neuzeit.[37] Im Anschluß an eine allgemeine Reflexion über die Problematik von Epocheneinteilungen zeigt er, daß im 18. Jahrhundert ein völlig neues Zeitbewußtsein entstanden ist, aus dem heraus unsere heutigen Schwierigkeiten mit Epocheneinteilungen erklärbar sind. Während man bis zum 17. Jahrhundert mit »theologisch vorgegebenen großen Zeiträumen«[38] rechnete und voraussetzte, »daß sich bis zum Weltende nichts prinzipiell Neues mehr ereignen könne«,[39] versucht man im 18. Jahrhundert erstmals, unter Verzicht auf theologische Weltalterlehren die eigene Zeit als etwas absolut Neues zu begreifen.[40] Hintergrund dieser Entwicklung ist die Erfahrung der Beschleunigung, die als allgemeines Kriterium der Neuzeit gelten kann.[41] Daraus resultiert ein andersartiges Zeitbewußtsein: »Die Zeit wird metaphorisch dynamisiert zu einer Kraft der Geschichte selber.«[42] Die Zukunft wird dementsprechend als offene aufgefaßt, man beginnt in Kategorien von Fortschritt und Entwicklung zu denken. Die Geschichtsschreibung wird dadurch verzeitlicht, der Historiker nimmt selbst eine historische und daher relative Perspektive ein, so daß erstens die Vergangenheit erst aus einer größeren Distanz sich dem Betrachter zur Einheit fügt und zweitens das Vergangene niemals eindeutig und für alle Zeiten gültig beschrieben werden kann.[43] Aus der Erfahrung der Beschleunigung und der daraus resultierenden Erwartung einer offenen Zukunft ergibt sich bei den Zeitgenossen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Bewußtsein, daß man in einer Zeit des Übergangs lebe.[44]

Auch aus der Sicht der Ästhetikgeschichte und der Semiotik stellt das späte 18. Jahrhundert einen wichtigen Einschnitt dar. Dieser ist terminologisch an die in der zeitgenössischen Ästhetikdiskussion vorgenommene Gegenüberstellung von Symbol und Allegorie gebunden. Die bekannten Umstellungen im Bereich der Ästhetik – Abkehr von der Imitatio-Poetik, Trennung des Schönen und des Nützlichen, Autonomie und Intransitivität des Kunstwerks, Ausdruck statt Repräsentation usw. – sind auf semiotischer Ebene allesamt mit dem emphatisch verwendeten Symbolbegriff verknüpft, der in Opposition zu dem bis etwa 1790 weitgehend synonymen Begriff der Alle-

37 Vgl. »Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit«, in: Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck (Hg.), *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein,* München 1987, S. 269–282.
38 Ebd., S. 274.
39 Ebd.
40 Ebd., S. 275, mit Hinweis auf Chladenius.
41 Ebd., S. 277 f.
42 Ebd., S. 278.
43 Ebd., S. 279.
44 Ebd., S. 280.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

gorie gestellt wird. Das Symbol gilt nunmehr als produktiv, intransitiv und motiviert, hat eine paradoxe Verweisungsfunktion[45] und verkörpert durch seine die Ratio überschreitenden Eigenschaften die romantische Poesie schlechthin. Die Allegorie ist demgegenüber transitiv, arbiträr und rational, das heißt, sie folgt einem vorgegebenen Muster oder Klischee, ist codeabhängig, also unoriginell. Als solche verkörpert sie die traditionelle Poesie, die die Romantik zu überwinden trachtet. So kommt Tzvetan Todorov, der die ästhetischen Diskussionen der Goethezeit aus semiotischer Sicht darstellt, zu dem Ergebnis, daß sich die romantische Ästhetik auf einen Begriff kondensieren lasse, den des Symbols: »[…] toute l'esthétique romantique serait alors, en fin de compte, une théorie sémiotique. Réciproquement, pour comprendre le sens moderne du mot ›symbole‹, il est nécessaire et suffisant de relire les textes romantiques. Nulle part le sens de ›symbole‹ n'apparaît de façon aussi claire que dans l'opposition entre symbole et allégorie – opposition inventée par les romantiques et qui leur permet de s'opposer à tout ce qui n'est pas eux.«[46]

45 So heißt es etwa bei Goethe, der hier mit den Auffassungen von August Wilhelm Schlegel, Schelling, Ast und anderen übereinstimmt (vgl. Tzvetan Todorov, *Théories du symbole* (1977), Paris 1985, S. 235–259): »Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie, sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.« (*Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Bd. 12: *Schriften zur Kunst*. Textkritisch durchgesehen von Erich Trunz, kommentiert von Herbert von Einem. *Schriften zur Literatur. Maximen und Reflexionen*. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Hans Joachim Schrimpf, 91981, Nachdruck München 1982, S. 471.) Das »letztere« ist das Symbolische, welches, »ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen«, dieses ausdrückt und somit eine paradoxe, weil nicht-markierte und nicht erkennbare Verweisungsfunktion besitzt.

46 Todorov, *Théories du symbole,* S. 179–260, Zitat S. 235. – Paul de Man, »The Rhetoric of Temporality«, in: Charles S. Singleton (Hg.), *Interpretation – Theory and Practice,* Baltimore 1969, S. 173–209, geht ebenfalls aus von der in der Romantik als Werteopposition definierten Unterscheidung Symbol vs. Allegorie, stellt die Tauglichkeit des Symbolbegriffs zur Selbstbeschreibung der Romantik jedoch in Frage. Am Beispiel von Rousseaus *La Nouvelle Héloïse* zeigt er, daß sich dort neben der symbolischen Sprachverwendung (in der Meillerie-Episode) eine auf ältere Traditionen zurückführbare allegorische Verwendung (Elisée) findet, in welcher sich die genuine romantische Erfahrung als eine der Zeitlichkeit enfaltet. Dies erlaubt eine Reformulierung der Basisannahme romantischer Epistemologie: »The dialectical relationship between subject and object is no longer the central statement of romantic thought, but this dialectic is now located enirely in the temporal relationships that exist within a system of allegorical signs. It becomes a conflict between a conception of the self seen in its authentically temporal predicament and a

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Eine Übereinstimmung der Luhmann-These ergibt sich interessanterweise auch mit der auf ganz anderen Kriterien beruhenden diskursarchäologischen Epocheneinteilung von Michel Foucault. Dieser untersucht die in Europa seit dem 16. Jahrhundert herrschenden impliziten Voraussetzungen des Denkens beziehungsweise der Konzeption und Definition von Ordnung. Er fragt danach, auf welche Weise Ordnung wahrgenommen wurde, und zwar in der (Reflexion über) Sprache, im Austausch von Gütern und in der Einteilung der Natur, und welche Arten von Ordnung erkannt wurden, die dann den »socle positif des connaissances«[47] bildeten, auf dem die einzelnen Bereiche des Wissens basierten. Im Gegensatz zur Ideen- oder Wissenschaftsgeschichte geht es der Foucaultschen Diskursarchäologie nicht um die Inhalte des Wissens einer Gesellschaft, sondern um die Voraussetzungen, das Apriori dieses Wissens.[48] Im einzelnen unterscheidet Foucault seit dem 16. Jahrhundert drei Epistemen oder »champ[s] épistémologique[s]«,[49] die in einer diskontinuierlichen Abfolge zueinander stehen. Nach Maßgabe der jeweils dominanten apriorischen Ordnungsmuster kann man diese Wissenskonfigurationen als die Episteme der Ähnlichkeit (französische Renaissance, also 16. Jahrhundert), die Episteme der Repräsentation (*âge classique,* also 17. und 18. Jahrhundert) und die Episteme der Geschichte (seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts) bezeichnen.

Die Renaissance-Episteme steht im Zeichen der universellen Analogie; alle Elemente des Kosmos verweisen wechselseitig aufgrund von Ähnlichkeit aufeinander. Die Sprache ist mit den von ihr bezeichneten Dingen untrennbar verbunden, sie ist ihnen gewissermaßen eingeschrieben, so daß kein Unterschied besteht zwischen dem, was man sieht, und dem, was man liest. Der daraus resultierende absolute Primat der Schrift ist auch der Grund, weshalb jede schriftliche Äußerung sofort durch eine sie kommentierende Äußerung gedoppelt wird – Foucault spricht in diesem Zusammenhang vom »ressassement du commentaire«.[50] Dem Analogiedenken korrespondiert eine ternäre Zeichenkonzeption: das Zeichen besteht aus einer Markierung, der von ihr bezeichneten Sache und der Ähnlichkeit, durch die die

defensive strategy that tries to hide from this negative self-knowledge. On the level of language the asserted superiority of the symbol over allegory, so frequent during the nineteenth century, is one of the forms taken by this tenacious self-mystification.« (S. 191)

47 *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines,* Paris 1966, S. 13.

48 Vgl. ebd.: »[Cette étude] s'efforce de retrouver à partir de quoi connaissances et théories ont été possibles […].«

49 Ebd.

50 Ebd., S. 54.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Markierung an die Sache gebunden ist.[51] Diese ternäre Struktur aber ist instabil, weil die Ähnlichkeit ein Merkmal sowohl der Markierung als auch der bezeichneten Sache ist, so daß die drei distinkten Elemente des Zeichens in eins zusammenzufallen drohen.[52]

Im 17. Jahrhundert vollzieht sich ein fundamentaler Wandel in der Auffassung von Zeichen und Sprache. Das ternäre Schema wird durch ein binäres ersetzt (Signifikant vs. Signifikat), welches die Grundlage einer stabilen Zeichenkonzeption bildet. Die Sprache hört auf, den Dingen eingeschrieben zu sein, sie wird zu einem Instrument der Repräsentation. Durch die Trennung von Wörtern und Dingen wird die Sprache zu einem transparenten Instrument des Denkens und der Verständigung. Die Ähnlichkeit als »expérience fondamentale et forme première du savoir«[53] wird ersetzt durch die Dichotomie von Identität und Differenz. Das Denken wird dadurch sozusagen neu justiert. Anstatt nach Ähnlichkeiten sucht man nun nach Differenzen; die unendliche Serie der Ähnlichkeiten, die der Grund für den zugleich unerschöpflichen und tautologischen Charakter des Renaissance-Wissens war, wird durch die Möglichkeit eines vollständigen Inventars der Dinge ersetzt. Als möglich gilt nun eine »connaissance absolument certaine des identités et des différences«,[54] während die Kenntnis des Systems der Ähnlichkeiten bestenfalls einen hohen Grad an Wahrscheinlichkeit erlangen konnte. Im Bereich des institutionalisierten Wissens erfolgt eine Trennung von Buchgelehrsamkeit *(histoire* oder *érudition)* und Erfahrungswissenschaften *(sciences)*. Foucault untersucht hier im einzelnen die Bereiche der *grammaire générale,* der *analyse des richesses* und der *histoire naturelle,* die auf eine vollständige taxonomische Vermessung der ihnen zugeordneten Wissensfelder zielen. Die Konzeptionen von Wissen und Wahrheit werden völlig neu organisiert: »La vérité trouve sa manifestation et son signe dans la perception évidente et distincte. Il appartient aux mots de la traduire s'ils le peuvent; ils n'ont plus droit à en être la marque. Le langage se retire du milieu des êtres pour entrer dans son âge de transparence et de neutralité.«[55] Dieser strikten Trennung von Wörtern und Dingen entspricht die binäre Struktur des Zeichens. Das Zeichen ist nicht Teil der bezeichneten Sache, sondern repräsentiert diese, verweist auf sie. Damit man aber als Zeichenbenutzer ein Zeichen als solches erkennen kann, muß es nicht nur auf ein Bezeichnetes verweisen,

51 Ebd., S. 57.
52 Ebd.
53 Ebd., S. 66.
54 Ebd., S. 69.
55 Ebd., S. 70.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

sondern auch auf seine eigene Zeichenfunktion. Es muß sich selbst als Zeichen sichtbar machen. »L'idée signifiante se dédouble, puisque à l'idée qui en remplace une autre, se superpose l'idée de son pouvoir représentatif.«[56] Die in sich gedoppelte Repräsentation besteht somit aus einer Fremdreferenz (»rapport à un objet«) und einer diese überlagernden Selbstreferenz (»manifestation de soi«).[57] Die Welt der Zeichen schließlich ist koextensiv mit dem Denken; Ideen und Zeichen verweisen in wechselseitiger Transparenz aufeinander. Die Koextension von Zeichen, Repräsentation und Denken macht den Vorgang der Bezeichnung *(signification)* selbst unsichtbar, so daß es keine Theorie der Bezeichnung geben kann.[58] Wenn man im klassischen Zeitalter über Signifikate spricht, redet man immer auch von den sie repräsentierenden Zeichen, und umgekehrt. Diese Identität bleibt jedoch verborgen.

Die epistemologischen Grundlagen des abendländischen Denkens wandeln sich erneut grundlegend in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. War das übergeordnete Prinzip des Wissens in der klassischen Episteme die Ordnung, so ist das Leitprinzip der sie ablösenden Episteme die Geschichte.[59] Während man zuvor nach Identitäten und Differenzen fragte und die Felder des Wissens taxonomisch vollständig zu vermessen suchte, richtet sich nun das Augenmerk auf Organisationen und ihre internen Strukturen.[60] Im Bereich der Sprachwissenschaft wirkt sich dies dahingehend aus, daß man sich nicht mehr wie bisher um die logische Analyse der Sprache und der Repräsentation bemüht (Theorie des Verbs und der Proposition, Theorie der Wortarten und der Art und Weise, in der sie die Repräsentation zergliedern, usw.), sondern um die historische Abstammung und die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den einzelnen Sprachen. Die Sprache verliert ihre Transparenz und schiebt sich als Objekt, das Spuren seiner Historizität in sich trägt, vor das Auge des Betrachters. Das Studium der

56 Ebd., S. 78.

57 Ebd., S. 79. – In die Sprache der Systemtheorie übersetzt, kann man sagen, daß hier der klassische Fall eines Wiedereintritts *(re-entry)* der System/Umwelt-Differenz in das System vorliegt. Foucault nennt dies »un décalage inévitable de la figure à deux termes, qui recule par rapport à elle-même et vient se loger tout entière à l'intérieur de l'élément signifiant« (*Les mots et les choses,* S. 78).

58 Ebd., S. 80.

59 Daß das zentrale Problem der im 18. Jahrhundert entstehenden Moderne mit einer neuen Wahrnehmung von Zeit und Zeitlichkeit zu tun hat, ist eine These, die auch in einigen der oben zitierten Untersuchungen vertreten wird, vgl. Koselleck, »Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit«, und de Man, »The Rhetoric of Temporality«.

60 *Les mots et les choses,* S. 230.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Flexionsendungen bewirkt eine Umkehrung der Prioritäten: Hatte man zuvor die nach universellen Prinzipien funktionierende Repräsentation (das heißt die Beziehung der Sprache zur außersprachlichen Realität) und die etymologischen Wurzeln als Zeichen für die gemeinsame Abstammung der Sprachen von den Urlauten in den Mittelpunkt gestellt und dabei die formale Seite der Sprachen als nebensächliches und zufälliges Merkmal betrachtet, so wird man sich jetzt dessen bewußt, daß die Bedeutung von Sprache zu Sprache äußerst instabil ist, während die formale Organisation, etwa das Flexionssystem, eine hohe Konstanz aufweist. Dadurch verschiebt sich die Aufmerksamkeit weg von der klassisch-universellen Ordnung hin zur historisch bedingten Organisation, von der synchronen zur diachronen Betrachtung. Die Sprache wird nun nicht mehr als transparentes Instrument der Repräsentation, sondern als opaker Gegenstand betrachtet, dessen interne, historisch gewachsene Organisation aufgedeckt werden muß. Diese Historisierung erfaßt auch die anderen institutionalisierten Bereiche des Wissens. An die Stelle der drei von Foucault untersuchten Wissensgebiete *grammaire générale, histoire naturelle* und *analyse des richesses* treten die modernen *sciences humaines:* Philologie, Biologie und Politische Ökonomie.[61] Sie alle fragen nach der Geschichte ihrer Gegenstände und damit nach deren verborgener Tiefendimension: »Ainsi, la culture européenne s'invente une profondeur où il sera question non plus des identités, des caractères distinctifs, des tables permanentes avec tous leurs chemins et parcours possibles, mais des grandes forces cachées développées à partir de leur noyau primitif et inaccessible, mais de l'origine, de la causalité et de l'histoire.«[62]

Die Episteme der Geschichte hat zwei im vorliegenden Zusammenhang besonders wichtige Konsequenzen. Die erste Konsequenz betrifft den Status des Subjekts, die zweite den der Literatur. Was die erste Konsequenz angeht, so lautet Foucaults These, daß das Subjekt als Mensch *(l'homme)* ein Produkt, eine Erfindung der neuen Episteme sei, und zwar in Abhängigkeit von der neuen Sprachkonzeption. »Dans la pensée classique, celui pour qui la représentation existe, et qui se représente lui-même en elle, s'y reconnaissant pour image ou reflet, celui qui noue tous les fils entrecroisés de la ›représentation en tableau‹, – celui-là ne s'y trouve jamais présent lui-même. Avant la

61 Genau genommen, so Foucault, *Les mots et les choses,* S. 220, handelt es sich nicht um eine Ersetzung, sondern um die Entstehung neuer Disziplinen in den von den alten nicht abgedeckten Zwischenräumen und Leerstellen. Die Neuorganisation des Wissens in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sei so grundlegend, daß sie nicht als eine bruchlose Anknüpfung an die alten Fragestellungen beschrieben werden könne.

62 Ebd., S. 263.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

fin du XVIIIe siècle, l'*homme* n'existait pas.«[63] Die transparente Sprache der klassischen Episteme – *le Discours* im emphatischen Sinne – ist der Ort, an dem die Dinge und ihre Repräsentation (das heißt die menschliche Vorstellung von den Dingen) in Übereinstimmung gebracht werden. Infolgedessen kann ›der Mensch‹ als Subjekt dieser Sprache und dieser Repräsentation sich selbst nicht objekthaft gegenübertreten, er nimmt sich selbst nicht als problematisches Erkenntnissubjekt wahr. Unter Hinweis auf Descartes formuliert Foucault dies wie folgt: »Le passage du ›Je pense‹ au ›Je suis‹ s'accomplissait sous la lumière de l'évidence, à l'intérieur d'un discours dont tout le domaine et tout le fonctionnement consistaient à articuler l'un sur l'autre ce qu'on se représente et ce qui est.«[64] Aufgrund der vollständigen Transparenz der Sprache in bezug auf die Dinge bleibt nicht nur, wie oben erwähnt, der Vorgang der Bezeichnung *(signification)* ausgeblendet, sondern auch das denkende, wahrnehmende und sprechende Subjekt. Wenn aber nun, wie dies gegen Ende des 18. Jahrhunderts geschieht, die Sprache nicht mehr als transparent konzipiert wird, sondern selbst als Objekt in Erscheinung tritt, dann erhält auch das Subjekt der Sprache ein Bewußtsein seiner selbst. Es kann sich sozusagen nicht mehr im reibungslos funktionierenden Repräsentationsdiskurs verstecken. Das Subjekt spaltet sich auf in ein »sujet qui connaît« und ein »objet pour un savoir«[65] oder, um es in der Sprache der Kantschen Philosophie zu formulieren, ein transzendentales und ein empirisches Ich.[66] Nach Foucaults Diagnose ist dieses seiner selbst innewer-

63 Ebd., S. 319 (Hervorh. im Text).

64 Ebd., S. 322.

65 Ebd., S. 323.

66 Manfred Frank, »Fragmente einer Geschichte der Selbstbewußtseins-Theorie von Kant bis Sartre«, in: ders. (Hg.), *Selbstbewußtseinstheorien von Fichte bis Sartre,* Frankfurt a. M. 1991, S. 413–599, hier S. 435, bezeichnet die Kantsche Auffassung vom transzendentalen Ich als »Reflexionsmodell des Selbstbewußtseins«. Dieses Reflexionsmodell »besteht im wesentlichen darin, das Bewußtsein, das wir von uns selbst besitzen, nach dem Vorbild (des Repräsentationsmodells) der Vorstellung zu interpretieren: als Ergebnis der Rückwendung der Vorstellung auf sich selbst, die sich damit zum Gegenstand macht.« (ebd.) Da das Repräsentationsmodell aber die Existenz zweier getrennter Instanzen (Subjekt und Objekt) voraussetzt, führt seine Anwendung auf das Selbstbewußtsein zu dem Paradox, daß die zunächst präsupponierte Differenz negiert werden muß, »denn sonst erreichte ich am Ziel der Rückwendung auf mich nicht mich selbst, sondern anderes oder anderswen.« (ebd.) Die Paradoxie des Reflexionsmodells versucht Fichte zu lösen, indem er von der »völligen Nichtunterschiedenheit von Subjekt und Objekt im Selbstbewußtsein« (ebd., S. 448) ausgeht, was er als »intellektuelle Anschauung« bezeichnet. Die Fichtesche Kritik am Reflexionsmodell wiederum wird von Autoren wie Hölderlin und Novalis rezipiert und radikalisiert (ebd., S. 449–482). – Die unlösbaren Paradoxien des Denkens, die aus solcher Radikalisierung resultieren, werden dann in der romantischen Literatur bekannt-

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

dende Subjekt *(l'homme)* ein hybrides und gespaltenes Subjekt, das er auch als »étrange doublet empirico-transcendantal« bezeichnet.[67] Dessen transzendentale Reflexion bezieht ihren Anstoß nicht mehr wie noch bei Kant aus einer Kenntnis der Natur, sondern aus der stummen Existenz eines »non-connu«, das den Menschen dazu aufruft, sich selbst zu verstehen.[68] Die Frage, die das Subjekt sich stellt, lautet also: »[…] comment peut-il se faire que l'homme pense ce qu'il ne pense pas, habite ce qui lui échappe sur le mode d'une occupation muette, anime, d'une sorte de mouvement figé, cette figure de lui-même qui se présente à lui sous la forme d'une extériorité têtue?«[69] Es handelt sich mit anderen Worten um ein sich selbst als etwas Fremdes erfahrendes Ich, dem sich unauslotbare Tiefen in sich selbst auftun.[70] Das romantische Ich läßt sich somit als Effekt einer bestimmten Sprachkonzeption beschreiben. Sprache und Subjekt sind eng aufeinander bezogen.

Die zweite aus der Episteme der Geschichte resultierende Konsequenz betrifft den Status der Literatur. Die Sprache, die in der Renaissance-Episteme als »prose du monde« den Dingen eingeschrieben war, um dann im klassischen Zeitalter als Instrument der Repräsentation unsichtbar zu werden, kehrt am Beginn der modernen Episteme in doppelter Gestalt zurück. Zum einen als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung in der Philologie, zum anderen im Bereich der Literatur, die sich eben in jener Zeit als »contre-discours«[71] neu organisiert. Die klassische Ordnung des Diskurses, die auf der Gleichung *langage = connaissance = discours*[72] und somit auf der epistemologischen Priorität der Sprache beruhte, wird aufgelöst. In der neuen Episteme, die an ihre Stelle tritt, ist die Sprache nur noch einer von vielen Gegenständen der Erkenntnis. Sie unterliegt einer Nivellierung, die allerdings durch mehrere Erscheinungen kompensiert wird, deren wichtigste

lich fiktionalisiert, insbesondere in der Figur des Doppelgängers bei Jean Paul, der sich explizit auf Fichte bezieht *(Siebenkäs, Titan),* und bei E. T. A. Hoffmann (z. B. in *Die Elixiere des Teufels*).

67 *Les mots et les choses,* S. 329.

68 Ebd., S. 334.

69 Ebd.

70 Vgl. Manfred Frank, »›Ein Grundelement der historischen Analyse: die Diskontinuität‹. Die Epochenwende von 1775 in Foucaults ›Archäologie‹«, in: Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck (Hg.), *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein,* München 1987, S. 97–130, der darauf hinweist, daß Foucaults Formulierungen nichts anderes als die »romantische Umdeutung des transparenten Subjekts in ein Selbstverhältnis ohne auslotbaren Grund« (S. 122) meinen.

71 *Les mots et les choses,* S. 59.

72 Ebd., S. 309.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

»l'apparition de la littérature« ist.[73] Darunter versteht Foucault eine völlig neuartige diskursive Praxis, die nicht mehr in der Tradition von ›Homer‹ und Dante steht. Er beschreibt sie als »isolement d'un langage singulier dont la modalité propre est d'être ›littéraire‹«.[74] Die Literatur ist der Ort, wo die zum Objekt der Philologie herabgesunkene Sprache in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederaufersteht und mit dem reinen Akt des Schreibens in Bezug gesetzt wird. In der Folgezeit entfernt sich der literarische Diskurs zunehmend vom »discours d'idées« und wird radikal intransitiv. Die Wertbegriffe, denen die Literatur im klassischen Zeitalter unterstellt war *(goût, plaisir, naturel, vrai),* werden von gegenteiligen Begriffen abgelöst *(scandaleux, laid, impossible)*. Die traditionellen Gattungen werden aufgelöst; statt dessen wird die Literatur zur »pure et simple manifestation d'un langage qui n'a pour loi que d'affirmer – contre tous les autres discours – son existence escarpée«.[75] Die Literatur transportiert keine Information mehr, sie wird selbstreferentiell, »comme si son discours ne pouvait avoir pour contenu que de dire sa propre forme«.[76] Die literarische Rede richtet sich entweder an sich selbst als »subjectivité écrivante«, oder sie versucht, in ihrem eigenen Entstehungsvorgang die Essenz des Literarischen zu erfassen. Der Fluchtpunkt, auf den die Literatur sich zubewegt, ist der Akt des Schreibens.

Was Foucault im Sinn hat, wenn er mit solchen Worten von ›der Literatur‹ spricht, sind vor allem Autoren wie Hölderlin, Mallarmé und Artaud,[77] also eine um 1800 einsetzende Traditionslinie der modernen Literatur, die man vereinfachend als »poésie pure« bezeichnen könnte. Dieser emphatische und von Foucault mehr beschworene als analytisch fundiert verwendete Literaturbegriff darf sicher nicht vorbehaltlos verallgemeinert werden. Dennoch trifft er einen wesentlichen Aspekt jener diskursiven Praxis, die sich um 1800 im Rahmen des neuen Aufschreibesystems etabliert und die wir als

73 Ebd., S. 312f. – Die Literatur im emphatischen Sinne, so wie sie von den Romantikern geprägt und theoretisch fundiert wurde, hat demnach eine die Nivellierung der Sprache kompensierende Funktion. In funktional analoger Weise wird, wie im folgenden zu zeigen sein wird, nach der These von Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität* (1982), Frankfurt a.M. 1995, die Extensivierung unpersönlicher Beziehungen in der funktional differenzierten Gesellschaft aufgefangen durch die Intensivierung persönlicher Beziehungen, die sich des symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums Liebe bedient. Diese funktionale Homologie auf der Ebene der Sprache und auf der Ebene der persönlichen Beziehungen ist einer der Gründe für die besondere Affinität von Liebe und Literatur in der Romantik. Die beiden Funktionen werden aneinander gekoppelt.

74 *Les mots et les choses,* S. 313.

75 Ebd.

76 Ebd.

77 Ebd., S. 59.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Literatur bezeichnen: die Selbstreflexivität. Was darunter zu verstehen ist beziehungsweise wie dieser Begriff analytisch nutzbar gemacht werden kann, soll weiter unten entwickelt werden (vgl. Kap. 0.4 bis 0.7). Hier ist jedoch zunächst auf ein Problem hinzuweisen: Foucaults Rede vom literarischen »contre-discours« ist sicher nicht falsch, wenn man sie auf einen Teilbereich der seit 1800 entstandenen literarischen Texte bezieht. Man könnte die Hypothese wagen, daß sie tendenziell für ästhetisch innovative Texte gilt, die vom Erwartungshorizont des zeitgenössischen Publikums so weit abweichen, daß sie den herrschenden Diskurs subvertieren oder doch in Frage stellen und durch ihr provokatives Potential, das bis zur Inkommensurabilität reichen kann, eine offene Serie von Auseinandersetzungen auslösen. Solche »ästhetische Distanz« ist nach Hans Robert Jauß[78] ein wichtiges Kriterium für die Qualität, den Kunstcharakter eines literarischen Textes. Andererseits ist Foucaults Rede vom literarischen »contre-discours« unspezifisch und nicht zuletzt deshalb unbefriedigend, weil die Literatur ja als diskursive und kommunikative Praxis um 1800 fest institutionalisiert ist. Es gibt ein Sozialsystem Literatur mit den Handlungsrollen Literaturproduzent, Literaturvermittler, Literaturrezipient und Literaturverarbeiter.[79] Dieses System ist Teil des Kunstsystems und es ist wie alle Funktionsbereiche der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft »operativ autonom«,[80] das heißt, die Funktion, die es im Rahmen dieser Gesellschaft erfüllt, kann von keinem anderen Teilsystem übernommen werden. Wenn Foucault also von der Konterdiskursivität der Literatur redet, so ist danach zu fragen, welchen Stellenwert solche Konterdiskursivität diesseits des von Foucault zugrundegelegten engen, emphatischen Literaturbegriffs im Literatursystem haben kann. Es ist sicherlich nicht die Funktion der seit dem 19. Jahrhundert quantitativ mehr und mehr anwachsenden Unterhaltungsliteratur (man denke an den *roman-feuilleton,* die Boulevardkomödie oder den Kriminalroman), die Darstellungsfunktion hinter sich zu lassen und die Sprache in ihrem ursprünglichen Sein zum Vorschein zu bringen. Und selbst wenn man als Literatur nur den schmalen Bereich des Höhenkamms zuläßt, scheint es zumindest diskutabel, ob man mit Foucaults Charakterisierung etwa dem realistischen Roman gerecht wird. Der von Foucault vorgeschlagene Literaturbegriff ist also trotz seiner Suggestivität mit Vorsicht zu genießen.

78 *Literaturgeschichte als Provokation,* Frankfurt a. M. 1970, S. 177 ff.

79 Vgl. Siegfried J. Schmidt, *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert,* Frankfurt a. M. 1989.

80 Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft,* Frankfurt a. M. 1995, S. 129.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Wenn man die referierten Positionen von Kittler, Luhmann, Koselleck, Todorov und Foucault vergleicht und synthetisiert, so ergibt sich als übereinstimmendes Resultat die Diagnose einer epochalen Umstrukturierung um 1800. Diese erklärt sich auf der Ebene der Gesellschaftsstruktur daraus, daß der Umbau der alteuropäischen, stratifizierten Gesellschaft in eine historisch völlig neuartige, funktional differenzierte Gesellschaft nunmehr weitgehend vollzogen ist und Gegenstand der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung wird. Die Etablierung einer neuen Gesellschaftsstruktur geht einher mit einer Neuorganisation des epistemologischen Apriori.[81] Dem entspre-

81 Ob es sich dabei um eine bloße Koinzidenz oder um eine Kausalbeziehung handelt, ist unklar. Foucault blendet bei seiner Betrachtung die Realgeschichte weitgehend aus, so daß Korrelationen der epistemologischen mit anderen Ebenen des Gesellschaftssystems nicht erkennbar werden. In seiner Analyse bleibt die Diskontinuität zwischen den Epistemen unerklärt, und zwar mit Vorbedacht: »Pour une archéologie du savoir, cette ouverture profonde dans la nappe des continuités, si elle doit être analysée, et minutieusement, ne peut être ›expliquée‹ ni même recueillie en une parole unique.« (*Les mots et les choses,* S. 229; vgl. auch S. 64 f.) Die Diskontinuitätsthese wurde mehrfach kritisiert, etwa von Manfred Frank (»Ein Grundelement der historischen Analyse: die Diskontinuität«, S. 113 ff.), der die Diskontinuität als solche in Frage stellt, mit dem Argument, daß schon in der Aufklärungsphilosophie bei Leibniz der Begriff der *repraesentatio* nicht mehr ausschließlich in dem für die klassische Episteme gültigen Sinne einer vollkommenen Transparenz verwendet wurde (vgl. hierzu auch Hendrik Birus, »Zum Verhältnis von Hermeneutik und Sprachtheorie im 18. Jahrhundert«, in: *Sprache der Gegenwart* 71 (1986), S. 143–174), und von Karl Eibl, *Die Entstehung der Poesie,* Frankfurt a. M. / Leipzig 1995, S. 274, der Foucault vorwirft, er vermeide die Frage nach den Gründen der Veränderung und könne diese dann folgerichtig nur als diskontinuierlich bestaunen. Der Übergang von der klassischen zur modernen Episteme sei demnach allmählich und kontinuierlich erfolgt. Nun kann man aber auch aus einigen von Foucaults eigenen Formulierungen – trotz seines Insistierens auf der Diskontinuität zwischen den Epistemen – eine Relativierung des klassisch-modernen ›Epochenbruchs‹ herauslesen, insbesondere wenn er auf die gegenüber der Renaissance neuartige, binäre Zeichenkonzeption des klassischen Zeitalters verweist (*Les mots et les choses,* S. 79) und wenn er von einer »[i]mmense réorganisation de la culture« spricht, »dont l'âge classique a été la première étape, la plus importante peut-être, puisque c'est elle qui est responsable de la nouvelle disposition dans laquelle nous sommes encore pris – puisque c'est elle qui nous sépare d'une culture où la signification des signes n'existait pas, car elle était résorbée dans la souveraineté du Semblable« (S. 58). Der eigentliche Epochenbruch würde dadurch zeitlich nach vorne verschoben, er läge zwischen analogischer und klassischer Episteme. Die klassische und die moderne Episteme wären dann zwei Phasen einer den Umbau der alteuropäischen Gesellschaft begleitenden Wissenskonfiguration, die sich, um die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer deutlicher erkennbaren Folgen der Modernisierung bewältigen zu können, in sich wandeln muß. Für die Kontinuität zwischen klassischer und moderner Episteme spricht auch die Tatsache, daß die Binarität des Zeichens noch für Saussure und die strukturale Linguistik grundlegend ist. Wenn man Foucaults These vom Epistemenbruch dergestalt relativiert, dann tut dies der Einordnung des späten 18. Jahrhunderts als Epochenschwelle keinen Abbruch, während sich andererseits die Möglichkeit ergibt,

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

chen auf der Ebene der Institutionen die Entstehung neuer Disziplinen (der *sciences humaines*) sowie die von Kittler beschriebene Etablierung eines neuen Aufschreibesystems, das durch rechtliche, institutionelle und mediale Innovationen gestützt wird. All dies hat zwangsläufig Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft und auf jenen gesellschaftlichen Funktionsbereich, den wir als Literatur bezeichnen. Das Verhältnis zwischen diesen drei Größen (Individuum, Gesellschaft und Literatur) muß nun genauer beschrieben werden.

0.4 Liebe als Gegenstand gesellschaftlicher Selbstbeschreibung

Die moderne Gesellschaft besteht nach Luhmann aus voneinander unabhängigen, operativ geschlossenen Funktionssystemen wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Recht, Religion und Kunst. Zu ihrer Selbstbeschreibung besitzt diese Gesellschaft etwas, das Luhmann als »Semantik« bezeichnet. Da die Gesellschaft nach der systemtheoretischen Auffassung von Luhmann nicht aus Individuen, sondern aus Kommunikationen besteht und da sie als übergeordnetes System in die genannten Teilsysteme aufgegliedert ist, stellt sich die Frage, wo genau diese Semantik ihren Platz findet. Luhmann sagt dies nicht explizit, aber seine Verwendung des Begriffs legt nahe, daß die Literatur ein Teil jener Semantik ist beziehungsweise daß sie diese mit konstituiert.[82] Die Semantik wäre also ein Teil des Kunst- und

die Ergebnisse der Foucaultschen Diskursarchäologie mit denen der Luhmannschen Systemtheorie zu kombinieren und sie anschlußfähig für eine literaturwissenschaftliche Untersuchung zu machen. – Zur Modernität der französischen Klassik aus literaturwissenschaftlicher Sicht vgl. Karlheinz Stierle, »Die Modernität der französischen Klassik. Negative Anthropologie und funktionaler Stil«, in: Fritz Nies/Karlheinz Stierle (Hg.), *Französische Klassik. Theorie – Literatur – Malerei,* München 1985, S. 81–128, und Joseph Jurt, *Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis,* Darmstadt 1995, S. 111–129. – Zur Spezifizierung von Foucaults Epistemeneinteilung aus literaturwissenschaftlicher Sicht vgl. Bernhard Teuber, *Sprache – Körper – Traum. Zur karnevalesken Tradition in der romanischen Literatur aus früher Neuzeit,* Tübingen 1989, der den Übergang von der Analogie zur Repräsentation auf der Ebene des sprachtheoretischen Diskurses ins 16. Jahrhundert vorverlegt und zeigt, daß die Literatur des 16. Jahrhunderts (insbesondere Rabelais) als Rückzugsbereich des Analogiedenkens fungiert, und Joachim Küpper, *Diskurs-Renovatio bei Lope de Vega und Calderón,* Tübingen 1990, S. 230–304, der die Episteme der Analogie ins Mittelalter zurückverfolgt.

82 Zur Definition siehe Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft,* Bd. 1 (1980), Frankfurt a. M. 1998, S. 19. Unter *Semantik* versteht er dort die »*Formen* einer Gesellschaft« (Hervorh. im Text), die dazu dienen, Sinn zu

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Literatursystems. Das ist ein erster Hinweis auf die Relevanz der Literatur im vorliegenden Zusammenhang. Fragt man nun nach dem Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, so ist zu konstatieren, daß sich durch die Umstellung auf funktionale Systemdifferenzierung der Status des Individuums und mithin der Begriff der Individualität radikal ändern.[83] In segmentären wie in stratifikatorischen Gesellschaften ist die Position des Individuums durch soziale Inklusion definiert. Segmentäre Gesellschaften sind dabei noch stärker am Individuum orientiert, während stratifizierte Gesellschaften individuelle Eigenschaften durch soziale Repression und Selbstdisziplinierung reduzieren und die Inklusion des Individuums durch dessen Zugehörigkeit zu Schichten, Kasten oder Ständen gewährleisten. Dabei wird die ältere, segmentäre Ordnung innerhalb der Stratifikation bewahrt, denn die Schichten bestehen nicht aus Individuen, sondern aus Familien oder Haushalten, den Basiseinheiten der segmentären Gesellschaft. Das ändert jedoch nichts am Prinzip der Inklusion. Wichtig ist dabei, daß jedes Individuum »einem und nur einem Subsystem der Gesellschaft an[gehört]«.[84] Wird die stratifikatorische durch funktionale Systemdifferenzierung abgelöst, dann ist die Partizipation des Individuums durch Inklusion unmöglich geworden. Die Einzelperson kann nun nicht mehr nur einem Teilbereich

typisieren; der »semantische[.] Apparat« ist der »Vorrat an bereitgehaltenen Sinnverarbeitungsregeln«. »Unter Semantik verstehen wir demnach einen höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn.« Wird diese Semantik als Gegenstand bewahrenswerter Kommunikation vertextet, so spricht Luhmann von »gepflegter Semantik«. Damit ist man konzeptuell nicht mehr weit entfernt von dem Bereich, für den auch die Literatur zuständig ist. Zur konkreten Verwendung des Semantik-Begriffs vgl. zum Beispiel Luhmann, »Individuum, Individualität, Individualismus«, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft,* Bd. 3 (1989), Frankfurt a. M. 1993, S. 149–258, wo es um das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum geht und um die Funktion der Semantik im Hinblick auf die Beschreibung dieses Verhältnisses (S. 153). Luhmann rekonstruiert die historische Genese des modernen Begriffs vom Individuum und rekurriert dabei immer wieder auch auf Beispiele aus der Literatur, unter anderem auf die französischen Moralisten (S. 179), Mme de Lafayette (S. 182), den englischen Roman des 18. Jahrhunderts (S. 184) und Diderot (S. 196). An anderen Stellen allerdings scheint er zwischen der offiziellen Semantik einer Gesellschaft und dem durch Literatur vermittelten Wissen zu unterscheiden; der englische Roman des frühen 18. Jahrhunderts »gibt mehr Aufschluß über das sich wandelnde Individualitätsbewußtsein als die mit diesem Begriff arbeitende Semantik, die erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts nachzieht.« (S. 184) Wie dem auch sei, Literatur und Semantik haben zumindest eine gemeinsame Schnittmenge.

83 Vgl. zum folgenden ausführlich Luhmann, »Individuum, Individualität, Individualismus«.

84 Ebd., S. 157.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:25
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

angehören, sie spaltet sich gewissermaßen auf: »Sie kann sich beruflich/professionell im Wirtschaftssystem, im Rechtssystem, in der Politik, im Erziehungssystem usw. engagieren […]; aber sie kann nicht in einem der Funktionssysteme allein leben.«[85] Der einzelne verliert dadurch den Ort, »wo er als ›gesellschaftliches Wesen‹ existieren kann. Er kann nur außerhalb der Gesellschaft leben, nur als System eigener Art in der Umwelt der Gesellschaft sich reproduzieren, wobei für ihn die Gesellschaft eine dazu notwendige Umwelt ist.«[86] Diese Exklusion des Individuums führt dazu, daß es auf der Ebene der Semantik zum Problem wird. Es wird »nicht mehr als *bekannt,* sondern als *unbekannt* (als spontan, inkonstant, black box usw.) eingeschätzt«.[87] Auf die Exklusion des Individuums reagiert die Semantik, indem sie dessen »Wiedereintritt als Wert in die Ideologie«[88] betreibt.

Dies ist die sozial- und funktionsgeschichtliche Erklärung für die Tatsache, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Individuum zu einem zentralen Gegenstand des literarischen, des philosophischen und auch des pädagogischen Diskurses wird. Eine Schlüsselrolle spielt bei dieser Entwicklung Jean-Jacques Rousseau, der schon in seinem *Discours sur l'inégalité* (1755) dem Individuum eine phylogenetische Priorität gegenüber der Gesellschaft einräumt, im *Émile* (1762) ein wirkungsmächtiges Konzept von individueller Erziehung entwirft und schließlich mit den *Confessions* (postum 1782/89) die erste moderne Autobiographie als Apologie eines individuellen und einmaligen Charakters vorlegt. Aufgrund seiner zentralen Stellung innerhalb des modernen Individualitätsdiskurses wird Rousseau im Hauptteil der vorliegenden Arbeit den Ausgangspunkt bilden, wobei die Aufmerksamkeit vor

85 Ebd., S. 158.

86 Ebd.

87 Ebd., S. 158f. (Hervorh. im Text).

88 Ebd., S. 159. – Die damit erklärbare ›Selbstvergottung‹ des Individuums ist das zentrale Definitionskriterium für Romantik bei Carl Schmitt, *Politische Romantik* (1919), München/Leipzig 1925, S. 22ff. und S. 115ff., der die Romantik als »subjektivierte[n] Occasionalismus« versteht: »Die Romantik ist subjektivierter Occasionalismus, weil ihr eine occasionelle Beziehung zur Welt wesentlich ist, statt Gottes aber nunmehr das romantische Subjekt die zentrale Stelle einnimmt und aus der Welt und allem, was in ihr geschieht, einen bloßen Anlaß macht. Dadurch, daß die letzte Instanz sich von Gott weg in das geniale ›Ich‹ verlegt, ändert sich der ganze Vordergrund und tritt das eigentlich Occasionalistische rein zutage.« (S. 24) Der subjektivierte Occasionalismus sei das Produkt der individualistischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts: »Nur in einer individualistisch aufgelösten Gesellschaft konnte das ästhetisch produzierende Subjekt das geistige Zentrum in sich selbst verlegen, nur in einer bürgerlichen Welt, die das Individuum im Geistigen isoliert, es an sich selbst verweist und ihm die ganze Last aufbürdet, die sonst in einer sozialen Ordnung in verschiedenen Funktionen hierarchisch verteilt war.« (S. 26) Dies kommt der Luhmannschen Analyse frappierend nahe.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

allem auf seinem fiktionalen Hauptwerk, dem Briefroman *Julie, ou La Nouvelle Héloïse* (1761), liegen wird, weil in diesem Text alle großen Themen und Ideen des Autors enggeführt und mit dem für das 18. Jahrhundert und die Romantik so wichtigen Thema Liebe verknüpft werden.

Die Umstellung von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung wirkt sich nach Luhmann nachhaltig auf die Position und die Selbstwahrnehmung des Individuums aus. Durch die Exklusion des Individuums aus der Gesellschaft kommt es zu einer verstärkten Wahrnehmung von Differenzen zwischen dem einzelnen und seiner sozialen Umwelt. Dies wird zum Anlaß, die »Differenz zur Umwelt […] auf die eigene Person zurückzuinterpretieren, wodurch das Ich zum Focus des Erlebens und die Umwelt relativ konturlos wird.«[89] Die Auswirkungen dieses Wandels lassen sich nun besonders deutlich an der Evolution der Liebessemantik studieren.[90] Das Ich-Bewußtsein als System/Umwelt-Differenz, die durch den Wandel der sozialen Umwelt überhaupt erst wahrnehmbar geworden ist, muß, so Luhmann, nun permanent bestätigt werden, will das Ich in einer durch extensive unpersönliche Beziehungen gekennzeichneten Umwelt nicht den Halt verlieren. Als passendes Gegengewicht zur Extensivierung unpersönlicher Beziehungen bietet sich die Intensivierung persönlicher Beziehungen wie Liebe und Freundschaft an. Hier aber ergibt sich ein Kommunikationsproblem. Interpersönliche Kommunikation nämlich wird in dem Maße unwahrscheinlich, in dem sich der einzelne nicht mehr durch objektive Eigenschaften wie Reichtum, Schönheit und Stand definiert (über deren Wert und Bedeutung man sich dann nach einem vorgegebenen Code verständigen kann), sondern allein durch seinen idiosynkratischen Weltbezug. Das Ich wird zur »weltkonstituierenden Individualität« und stellt sein Gegenüber vor die Alternative, »den egozentrischen Weltbezug des anderen zu bestäti-

89 Luhmann, *Liebe als Passion,* S. 17.

90 Da literarische Texte in maßgeblicher Form an dieser Evolution beteiligt sind, bietet sich hier natürlich ein Brückenschlag zur Literaturwissenschaft an. Dementsprechend wurden insbesondere in der Germanistik die Luhmannschen Untersuchungen zur Liebessemantik schon vielfach aufgegriffen. Einen Schwerpunkt bilden dabei das 18. Jahrhundert und die Romantik. Einen Forschungsüberblick bietet Julia Bobsin, *Von der Werther-Krise zur Lucinde-Liebe. Studien zur Liebessemantik in der deutschen Erzählliteratur 1770–1800,* Tübingen 1994, S. 10–15; neuere Studien zur Codierung von Liebe in der Goethezeit versammelt Walter Hinderer (Hg.), *Codierungen von Liebe in der Kunstperiode,* Würzburg 1997. Eine der jüngsten Untersuchungen ist die Habilitationsschrift von Niels Werber, *Liebe als Roman,* Bochum 2000 (erscheint voraussichtlich: München 2002). An diese und andere Studien kann die vorliegende Arbeit anknüpfen. Mein besonderer Dank gilt Niels Werber, der mir das ungedruckte Manuskript seiner Habilitationsschrift überlassen hat.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

gen oder abzulehnen. Diese Komplementärrolle des Weltbestätigers wird einem zugemutet, obwohl mitimpliziert ist, daß dieser Weltentwurf einzigartig, also eigenartig, also nicht konsensfähig ist.«[91] In dieser Perspektive erscheint Liebe als Kommunikationsmedium, dessen Funktion darin besteht, das eigentlich Unwahrscheinliche dennoch zu ermöglichen, das heißt zwischenmenschliches Verstehen zu befördern.[92] Da aber grundsätzlich die Art und Weise der Wahrnehmung und der Informationsverarbeitung beim Gegenüber nicht beobachtet werden kann, setzt der emphatische Verstehensbegriff voraus, daß über das Beobachtbare hinausgegangen und dabei paradoxerweise »Kommunikation unter weitgehendem Verzicht auf Kommunikation«[93] möglich wird. Daraus erklärt sich, daß schließlich »alle objektiven, generalisierten Indikatoren für Liebe im Sinne von Verdienst, Schönheit, Tugend abgeworfen werden und das Prinzip, das das Unwahrscheinliche ermöglichen soll, mehr und mehr personalisiert wird.«[94] Der Verzicht auf solche »objektiven, generalisierten Indikatoren« bedeutet eine Entsubstantialisierung des Subjektbegriffs: »[…] es kommt in der Tat darauf an, den anderen in Relationen zu der für ihn fungierenden Umwelt und in Relationen zu sich selbst aufzulösen und ihn dann nicht mehr von Eigenschaften, sondern von Funktionsweisen her zu begreifen.«[95]

Der Zusammenhang von Wahrnehmung und Kommunikation ist nicht nur für die Liebe, sondern auch für die Kunst von zentraler Bedeutung.[96] Wahrnehmung ist für Luhmann eine »Spezialkompetenz des Bewußtseins«[97] und

91 *Liebe als Passion,* S. 25.

92 Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von »symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien« und er definiert diese als »semantische Einrichtungen, die es ermöglichen, an sich unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen.« (*Liebe als Passion,* S. 21) Liebe, die wie Wahrheit, Geld und Macht zu den symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien gehört, hat demnach die Funktion, durch das Überwinden einer »Unwahrscheinlichkeitsschwelle« die »Annahmebereitschaft für Kommunikationen so zu erhöhen, daß die Kommunikation gewagt werden kann und nicht von vornherein als hoffnungslos unterlassen wird.« (ebd.) Dies ist eine wesentliche Voraussetzung für das Zustandekommen sozialer Systeme, deren Eigenschaft es ist, auf Kommunikation zu beruhen. Eine theoretische Fundierung des von Parsons entwickelten und von Luhmann modifizierten Konzepts der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien findet sich bei Luhmann, »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«, in: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft,* Opladen 1975, S. 170–192.

93 *Liebe als Passion,* S. 29.

94 Ebd., S. 28.

95 Ebd., S. 29.

96 *Die Kunst der Gesellschaft,* Frankfurt a. M. 1995, S. 13–91.

97 Ebd., S. 17.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

sie ist streng zu unterscheiden von Kommunikation, die Luhmann als Operation sozialer Systeme konzeptualisiert. Psychische und soziale Systeme sind aufgrund ihrer operativen Geschlossenheit einander unzugänglich. Deshalb kann Kommunikation auch Wahrnehmung nicht zugänglich machen, sie kann sie nur bezeichnen.[98] Kunst ist nun »eine Art von Kommunikation, die […] Wahrnehmung in Anspruch nimmt«;[99] es ist ihre Funktion, »etwas prinzipiell Inkommunikables, nämlich Wahrnehmung, in den Kommunikationszusammenhang der Gesellschaft einzubeziehen.«[100] Kunst trägt durch die von ihr bewirkte »strukturelle Kopplung von Wahrnehmung und Kommunikation«[101] zur Stabilisierung der Gesellschaft bei. Die Gesellschaft erhält nach dieser Theorie ihre Stabilität nicht durch Subjekte, denn diese werden durch die strikte Unterscheidung von Wahrnehmung und Kommunikation ja gewissermaßen aufgelöst, sondern durch wiedererkennbare Objekte, die zum Anlaß von Kommunikationen werden. Wenn solche Objekte zu dem Zweck der Stabilisierung des Sozialsystems eigens erfunden werden, so handelt es sich um »Quasi-Objekte« (Luhmann übernimmt diesen Begriff von Michel Serres). Das können Fußbälle, Könige oder auch Kunstwerke sein.[102] Dies erklärt, ohne daß Luhmann es explizit sagte, im Rahmen seiner Theorie die zentrale Bedeutung literarischer Texte im Zusammenhang mit Kommunikation über Liebe. Literatur und Liebe ziehen sozusagen an einem Strang, beide haben die Funktion, den Zusammenhalt der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft, die Individualität durch Exklusion erzeugt, zu gewährleisten. Damit wäre neben der oben in Anmerkung 73 erwähnten funktionalen Homologie zwischen Literatur (als Kompensation der Nivellierung der Sprache im Sinne Foucaults) und Liebe (als Gegengewicht zur Extensivierung unpersönlicher Beziehungen im Sinne Luhmanns) ein zweiter gewichtiger Grund für die Affinität von Liebe und Literatur genannt.

Einer der wesentlichen, insbesondere für die Literaturwissenschaft fruchtbaren Gedanken in Luhmanns komplexem Theorieentwurf ist die Einbeziehung der Kommunikationsmedien in seine Theorie gesellschaftlicher Systeme und ihrer Evolution. Im Zusammenhang mit dem Kommunikationsmedium Liebe führt dies zu der Erkenntnis, daß ein Motiv wie ›Liebe‹ nicht unabhängig von der Semantik des darauf spezialisierten Mediums entstehen

98 Ebd., S. 21.
99 Ebd., S. 26.
100 Ebd., S. 227.
101 Ebd., S. 80.
102 Ebd., S. 80–82.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

kann. Liebe wird nicht als triebgesteuertes, anthropologisches Bedürfnis aufgefaßt, sondern, wie das Medium auch, als »Artefakt soziokultureller Evolution«.[103] Damit ist der Ort markiert, an dem Literaturwissenschaft und Soziologie zusammenarbeiten können. Denn was bei dem Soziologen Luhmann – aus verständlichen Gründen – unberücksichtigt bleibt, ist die eigentlich literarische Dimension der von ihm zitierten Texte: ihr Kunstcharakter und das dadurch bewirkte spezifische Zusammenspiel der inhaltlichen mit der diskursiven Ebene und deren Vermittlung mit ihrer soziohistorischen Funktion. Am Beispiel literarischer Texte aus dem späten 18. und dem frühen 19. Jahrhundert soll in der vorliegenden Untersuchung demonstriert werden, wie ein solch genuin literaturwissenschaftlicher Zugang zu dem Problem des Kommunikationsmediums Liebe aussehen kann. Die Liebe wird in diesen Texten nicht nur, wie zu zeigen sein wird, als Kommunikationsmedium benützt, sondern es wird auch ihr kommunikativ-mediales, das heißt ihr literarisches Apriori reflektiert. Darüber hinaus stehen die verschiedenen Liebeskonzeptionen im Zusammenhang mit bestimmten Entwürfen von Individualität und Gesellschaft. Liebe und Literatur sind eng gekoppelt. Wenn daher die Texte von Liebe sprechen, so sprechen sie von deren sozialer Funktion und zugleich von sich selbst. Liebe wird in der Literatur der Romantik zum Gegenstand literarischer und poetologischer Selbstreflexion.[104] Die Analyse soll die Relationen zwischen Liebe, Kommunikation, Gesellschaft und Individuum im einzelnen nachzeichnen. Damit dies geschehen kann, muß im folgenden genauer auf die historischen Differenzierungen der Liebessemantik eingegangen werden.

103 *Liebe als Passion,* S. 47.

104 Die Selbstreflexion als explizites Theorem spielt in der deutschen Frühromantik eine zentrale Rolle und ist ein wichtiges Indiz für ihre Modernität. Vgl. die Darstellung bei Winfried Menninghaus, *Unendliche Verdopplung. Die frühromantische Grundlegung der Kunsttheorie im Begriff absoluter Selbstreflexion,* Frankfurt a. M. 1987, welche von der Parallelismus-Theorie Roman Jakobsons ausgeht und deren Verwurzelung in der Frühromantik nachweist. Nach der These von Menninghaus antizipiert die Theorie der absoluten Selbstreflexion »mit Grundmotiven des inzwischen ›klassisch‹ gewordenen Strukturalismus zugleich dessen poststrukturalistische Metakritik und Radikalisierung, wie sie vor allem Jacques Derrida geleistet hat.« (S. 25)

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

0.5 Liebeskonzeptionen aus diachroner Sicht

In diachroner Perspektive unterscheidet Luhmann vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert im wesentlichen drei verschiedene Liebeskonzeptionen. Die höfische Liebe des Mittelalters zeichnet sich durch Idealisierung und Sublimierung aus sowie durch den dominanten Bezug auf die Schicht, an der teilzuhaben das anzustrebende Ziel ist: die Aristokratie. Wichtig ist, daß die sinnliche Erfüllung nur eine untergeordnete Rolle spielt, weil die vulgäre Bedürfnisbefriedigung als unaristokratisch gilt, und daß das Liebesideal quer zur Ehe steht.[105] Die Semantik der höfischen Liebe ändert sich entscheidend erst im 17. Jahrhundert durch eine Schwerpunktverlagerung im Liebescode weg von der Idealisierung hin zur Paradoxierung *(amour-passion)*. Die Paradoxierung äußert sich in einem erhöhten Code-Bewußtsein der Beteiligten: Liebe erscheint ihnen als »literarisch präformiertes, geradezu vorgeschriebenes Gefühl«.[106] Der Gegensatz von ›hoher‹ und ›sinnlicher‹ Liebe löst sich auf durch die Einbeziehung des »symbiotischen Mechanismus« Sexualität als des heimlich stets anzustrebenden Zieles einer – außerehelichen – Liebesbeziehung. Merkmale des *amour-passion* sind Verdacht, Entlarvung und Frivolität.

Diese Konzeption wird im Laufe des 18. Jahrhunderts erneut transformiert und führt schließlich zur romantischen Liebe, die die bisher getrennten Bereiche Liebe und Ehe zusammenzuführen versucht. Der Wandel im Bereich des Liebescodes äußert sich als Übergang von der Paradoxierung zur Reflexion von Autonomie beziehungsweise zur Selbstreferenz, das heißt, Funktion des Codes ist es nunmehr, (die durch funktionale Ausdifferenzierung entstandene) »Autonomie zur Reflexion zu bringen«.[107] Wesentliche Merkmale des romantischen Liebescodes sind die Entdeckung der »Inkommunikabilität von Echtheit«[108] und die selbstreferentielle Motivierung des

105 Zur Evolution der Liebessemantik vgl. Luhmann, *Liebe als Passion,* S. 49–56. Der von Luhmann relativ undifferenziert verwendete Begriff der höfischen Liebe ist in der jüngeren mediävistischen Forschung stark problematisiert worden. Einen Überblick über die Diskussion bietet Rüdiger Schnell, »Die ›höfische Liebe‹ als Gegenstand von Psychohistorie, Sozial- und Mentalitätsgeschichte. Eine Standortbestimmung«, in: *Poetica* 23 (1991), S. 374–424. Insbesondere die Annahme, daß die höfische Liebe Sublimierung und sexuellen Verzicht impliziere, scheint in dieser Pauschalität nicht haltbar zu sein. Richtig ist aber in jedem Fall, daß die in literarischen Texten des Mittelalters vermittelten Liebeskonzeptionen ein Ideal formulieren, zu dem die damalige Realität in krassem Widerspruch stand.

106 *Liebe als Passion,* S. 53.

107 Ebd., S. 51.

108 Ebd., S. 54.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Faktums, daß man liebt: »Die Liebe entsteht wie aus dem Nichts, entsteht mit Hilfe von copierten Mustern, copierten Gefühlen, copierten Existenzen und mag dann in ihrem Scheitern genau dies bewußt machen.«[109] Die Liebe wird neu fundiert, indem Idealisierung und Paradoxierung miteinander verschmolzen werden. Das äußert sich darin, daß die erstrebte »Einheit einer Zweiheit«, die »*Steigerung* des Sehens, Erlebens, Genießens«[110] erst in der Distanz möglich wird. Es geht nicht mehr um Erfüllung, sondern um Selbstreflexion (und man muß hinzufügen: um Selbstgenuß) in Hoffnung und Sehnsucht.

Zwischen Liebe und Individualität besteht ein enger Zusammenhang, denn in der Romantik wird, insbesondere in Deutschland, »die *Konkretheit* und *Einzigartigkeit* des Individuums zum *universalistischen* Prinzip erklärt.«[111] Liebe erscheint in diesem Zusammenhang als »Steigerung *aller* Relevanzen durch Bezug auf *einen* anderen Menschen«.[112] Dies läßt sich in der Romantik allgemein, etwa in Frankreich bei Mme de Staël, nachweisen. Speziell die deutsche Romantik geht darüber noch hinaus, indem sie umstellt von der »Relationierung der Welt *auf* einen anderen zur Aufwertung der Welt *durch* einen anderen«.[113] Welterschließung wird dadurch ins Subjektive verlagert, sie wird dem anderen als Funktion der Liebe zugemutet und aufgebürdet.[114] Die Hypostasierung des Individuellen bedeutet aber, daß der potentielle Liebespartner nicht mit erwartbaren, weil überindividuellen Eigenschaften aus-

109 Ebd.

110 Ebd., S. 172 (Hervorh. im Text).

111 Ebd., S. 167 (Hervorh. im Text).

112 Ebd. (Hervorh. im Text).

113 Ebd., S. 167f. (Hervorh. im Text).

114 Ulrich Beck hat die für unsere Gegenwart charakteristischen Spätfolgen dieser romantischen Liebesauffassung als »irdische Religion der Liebe« beschrieben (Ulrich Beck / Elisabeth Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe,* Frankfurt a. M. 1990, S. 222–266). Die Generalisierung und dadurch bedingte Trivialisierung der romantischen Liebe und ihrer Sinnbestätigungszumutungen führt bei gleichzeitigem Geltungsverlust traditioneller (moralischer, religiöser, gesellschaftlicher) Ordnungsmuster und aufgrund des ökonomisch bedingten Wandels der Geschlechterrollen, so Beck, zu der Paradoxie, daß die Einheit von Ehe, Liebe und Familie zugleich vergötzt und zersetzt wird (S. 225ff.). »Es entsteht ein Suchen, ein Wissens- und Hoffnungshorizont der Liebe, der seine eigene Gewalt *gegen* alle Realität und Erfüllbarkeit entwickelt und durch Scheidung und Wiederverheiratung seine Handschrift in die Erwartungen, Handlungen, Ängste und Beziehungsmuster der Menschen einschreibt.« (S. 228; Hervorh. im Text.) Dabei scheint die Liebe als quasi-religiöser Sinnhorizont eine Eigenrealität anzunehmen, der man im Zweifelsfall Ehe und Familie zu opfern hat – und dies einer Alltagserfahrung zum Trotz, welche die Tauglichkeit der Liebe als alleiniger Basis langfristiger Beziehungen doch stark in Frage stellt, wie sich an ständig wachsenden Scheidungsziffern ablesen läßt.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

gestattet sein kann. Liebe kann folglich nicht mehr durch objektive, äußerliche Merkmale wie Schönheit, Tugend, Reichtum usw. begründet werden. »Die Anleitung und Begründung der Partnerwahl […] wird in die Symbole des Kommunikationsmediums, in die Reflexivität der Liebe und in die Entwicklungsgeschichte eines Sozialsystems intimer Bindungen verlagert.«[115] In letzter Konsequenz bedeutet dies, daß Liebe aus sich selbst heraus motiviert werden muß.[116] Dies aber führt zu einer paradoxen Situation, indem die Liebe zugleich selbstreferentiell geschlossen und offen für Anschlüsse sein muß, »für alles, was die Liebe anreichern kann«.[117] Die romantische Liebe ist paradox, sie findet auf zwei Ebenen statt: »Es gilt, in der Selbsthingabe das Selbst zu bewahren und zu steigern, die Liebe voll und zugleich reflektiert, ekstatisch und zugleich ironisch zu vollziehen.«[118] Die Übersteigerung der Individualisierung hat auch zur Folge, daß die romantischen Liebenden sich selbst zu unverstandenen Ausnahmewesen stilisieren müssen, woraus dann entsprechend unlösbare Probleme der intersubjektiven Kommunikation resultieren.

Man sieht, daß die romantische Liebe ein höchst komplexes Phänomen ist. Die Liebenden situieren sich sowohl auf der Ebene des Erlebens, wo ihr Ziel die »Konstitution einer gemeinsamen Sonderwelt«[119] und die Verschmelzung mit dem Partner ist, als auch auf der Ebene des Beobachters, der die Illusionen und Paradoxien der an die Liebe gestellten Ansprüche

115 *Liebe als Passion,* S. 170.

116 Diese Selbstreflexivität der Liebe steht im Zusammenhang einer umfassenden Neudefinition des Wissens und der Selbsterkenntnis im 18. Jahrhundert. Der Mensch konstituiert sich als Subjekt nicht mehr wie früher durch seine Differenz zum Tier, sondern durch die »Fähigkeit zur selbstreferentiellen Konstitution eines Weltverhältnisses« (Luhmann, *Liebe als Passion,* S. 173). Somit geht es auch in der Liebe nun um den Menschen als der Welt gegenüberstehendes Individuum, das sich durch soziale Reflexivität auszeichnet. Das Medium Liebe wird universalisiert, und genau deshalb kann die Liebe nicht mehr durch objektive, aber kontingente Eigenschaften wie Reichtum, Jugend, Schönheit, Tugend motiviert werden. Der Verzicht auf solche Eigenschaften wird kompensiert durch »das Lieben des Liebens, das sich sein Objekt sucht und in der Gegenliebe soziale Reflexivität aufbaut.« (S. 174) Liebe wird auf sich selbst gegründet: »Die Liebe richtet sich auf ein Ich und ein Du, *sofern* sie beide in der Beziehung der Liebe stehen, das heißt eine solche Beziehung sich wechselseitig ermöglichen – und nicht, weil sie gut sind, oder schön sind, oder edel sind, oder reich sind.« (S. 175; Hervorh. im Text) Auf den Punkt gebracht ist dieses romantisch-reflexive Liebesverständnis in einer suggestiven Formulierung von Jean Paul: »Alle *Liebe* liebt nur *Liebe,* sie ist ihr eigener Gegenstand.« (Zitiert nach Luhmann, *Liebe als Passion,* S. 175; Hervorh. im Text.)

117 Ebd., S. 177.

118 Ebd., S. 172.

119 Ebd., S. 178.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

durchschaut. Die vielleicht größte Zumutung stellt dabei die Einheit von Liebe und Ehe dar. Was in älteren Liebeskonzeptionen getrennt war, wird nun in zirkulärer Form aneinander gekoppelt und soll in selbstreferentieller Geschlossenheit die Dauer der Liebe gewährleisten: »Die Liebe wird zum Grund der Ehe, die Ehe zum immer wieder neu Verdienen der Liebe.«[120] Eine weitere Zumutung ist, daß durch den Verzicht auf objektive Kriterien der Beginn der Liebe dem Zufall überantwortet, das heißt »grundlos gesetzt, ins Voraussetzungslose gebaut« wird.[121] Der Zufall wird aber dann retrospektiv von den Liebenden zur schicksalhaften Notwendigkeit umgedeutet und somit paradoxiert. All dies trägt zur Verabsolutierung der Liebe bei. Spezifisch für die romantische Literatur ist nun, daß sie einerseits die Hypostasierung der vom Zufall ausgelösten, auf die Individualität des Partners als Weltbestätigers und nicht auf objektive Kriterien gegründeten und gerade deshalb als dauerhaft konzipierten Liebe modelliert und andererseits die solcher Übersteigerung innewohnende Gefährdung reflektiert. Sie hat somit die Doppelfunktion, den Wandel der Liebessemantik zugleich »zu vollziehen und zu entlarven«.[122]

0.6 Erkenntnisgewinn durch Systemtheorie

Die referierten systemtheoretischen und diskursarchäologischen Forschungspositionen bilden den theoretischen Rahmen und somit den Ausgangspunkt für die folgenden Untersuchungen, in deren Verlauf immer wieder darauf zurückgegriffen wird. Was nun geklärt werden muß, ist das Verhältnis zwischen Theorie und Textanalyse. Denn man könnte ja fragen, wozu der ganze Theorieaufwand betrieben wird, wenn danach ganz ›herkömmliche‹

120 Ebd. – Die Trennung von Liebe und Ehe in älteren Liebeskonzeptionen erklärt sich zum einen sozialgeschichtlich aus der Dominanz dessen, was Foucault als »dispositif d'alliance« bezeichnet; gemeint ist ein »système de mariage, de fixation et de développement des parentés, de transmission des noms et des biens« (*Histoire de la sexualité 1. La volonté de savoir,* Paris 1976, S. 140). Das Allianzdispositiv läßt eine auf gegenseitiger Neigung beruhende Partnerwahl nicht zu. Zum anderen aber ist die Trennung von Liebe und Ehe eine wichtige Voraussetzung dafür, daß Liebe als etwas besonders Wertvolles und Erstrebenswertes, aber nicht jedermann Gegebenes konzipiert werden kann. Liebe steht außerhalb gesellschaftlicher Institutionen; sie kann daher nur durch die Überwindung von Widerständen und Hindernissen realisiert werden. Fallen diese aber weg, so ist auch die Liebe gefährdet, wie man bei Mme de Lafayette und Rousseau nachlesen kann (s. u. Kap. 1).

121 *Liebe als Passion,* S. 181.

122 Ebd., S. 179.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

literaturwissenschaftliche Textanalysen folgen. Dieser Frage ist mit folgenden Argumenten zu begegnen: Zum einen gibt es keine von Systemtheorie und Diskursarchäologie entwickelte eigenständige Methode zur Analyse von Einzeltexten. An dieser aber führt aus literaturwissenschaftlicher Sicht kein Weg vorbei.[123] Die zitierten Arbeiten von Foucault und Luhmann dienen somit als Anregung für Fragestellungen, die dann mit Hilfe literaturwissenschaftlicher Textanalysen beantwortet werden sollen. Zum anderen wurde mit den bisherigen Ausführungen auch eine historische Situierung der hier zu betrachtenden Texte vorgenommen (das späte 18. Jahrhundert als Epochenschwelle zur Moderne, die Romantik als erste literaturgeschichtliche Manifestation der Moderne, und zwar sowohl aus diskursarchäologischer als auch aus sozialgeschichtlicher Perspektive). Vor dem historischen Hintergrund gewinnen die Einzeltexte dann ihr spezifisches Profil, das natürlich die übergreifenden Entwicklungen nicht immer *in toto* bestätigen muß, sondern durchaus widerständig und in Teilen sogar unverrechenbar sein kann. Schließlich ist, wie nun gezeigt werden soll, insbesondere mit der Wahl der Luhmannschen Systemtheorie eine bestimmte Perspektive vorgegeben, die den Gegenstand in einem neuen Licht zeigt und somit einen Erkenntnisgewinn ermöglicht.

Dietrich Schwanitz hat als einer der ersten demonstriert, in welcher Weise die Literaturwissenschaft von systemtheoretischen Modellen profitieren kann. In seinen Ausführungen zur Selbstreferentialität des Erzählens[124] geht er aus vom historisch je unterschiedlichen Verhältnis zwischen Wirklichkeitsvorstellung und Erzählen. In vormodernen Gesellschaften gilt, daß die Geschichten, die man sich erzählt, wie Legende, Fabel, Märchen, Ex-

123 Grundlage einer als Textwissenschaft konzipierten Literaturwissenschaft muß – trotz gegenteiliger Behauptungen von interessierter Seite (vgl. etwa Christa Bürger, »Statt einer Interpretation. Anmerkungen zu Kleists Erzählen«, in: David E. Wellbery (Hg.), *Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists »Das Erdbeben in Chili«* (1985), München ³1993, S. 88–109, hier S. 88) – eine Methode der Einzeltextanalyse sein. Es gibt nach wie vor keine geeignetere und elaboriertere als die struktural-semiotische Methode. Bei der Analyse kann man natürlich nicht stehenbleiben. Sie muß zu interpretatorischen Zwecken mit Fragestellungen verbunden werden, die aus anderen Bereichen als dem der Textimmanenz stammen, so wie ja auch die Literatur als Teilsystem mit anderen Teilsystemen interagiert und Leistungen für diese erbringt. Die entsprechenden Fragen werden im vorliegenden Fall mit Hilfe von Diskursanalyse und Systemtheorie gewonnen. Vgl. zum Stellenwert der Textanalyse innerhalb der Literaturwissenschaft auch die Argumentation bei Thomas Klinkert, *Einführung in die französische Literaturwissenschaft,* Berlin 2000, S. 11–19, insbesondere S. 17, und S. 238–252 als Beispiel für die Verbindung von Textanalyse und Interpretation.

124 *Systemtheorie und Literatur. Ein neues Paradigma,* Opladen 1990, S. 152–188.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

emplum oder Novelle, als stets abrufbarer Erfahrungs- und Wissensschatz fungieren. In der modernen Gesellschaft hingegen treten aufgrund des beschleunigten Entwicklungstempos Erwartung und Erfahrung so weit auseinander, daß man »von der Vergangenheit nicht mehr auf die Zukunft hochrechnen kann«.[125] Den narrativen Gattungen, insbesondere dem Roman, stellt sich damit ein historisch völlig neuartiges Problem: Sie müssen »die laufende Vermittlung von Vergangenheit und Zukunft […] in einer sich verändernden Welt«[126] erzählerisch gestalten. Und dabei können sie nicht mehr auf typische Erzählschemata wie in vormoderner Zeit zurückgreifen. In dieser historischen Situation entsteht der Typus des ›realistischen‹ Romans, der sich von vormodernen Erzählformen dadurch unterscheidet, daß er die Differenz zwischen Erzählung und Wirklichkeit in sich selbst in problematisierender Weise zur Darstellung bringt. Das historisch erste Beispiel solchen Erzählens ist der *Don Quijote,* dessen Held bekanntlich die in Ritterromanen gelesenen Geschichten mit der Wirklichkeit verwechselt. Systemtheoretisch ausgedrückt bedeutet das, daß die für jegliches Erzählen konstitutive Differenz zwischen System (Erzähltext und damit Fiktion) und Umwelt (Wirklichkeit) in das System in Form eines *re-entry* wiederaufgenommen wird, wodurch es möglich wird, daß das Erzählen durch das Hin- und Herschalten zwischen Selbstreferenz und Fremdreferenz sich selbst Prägnanz und Kontur verleiht und sich dadurch als etwas sowohl von der Wirklichkeit als auch von anderen, obsoleten Formen des Erzählens Unterschiedenes beglaubigt.

> Eine Geschichte weist ihre Plausibilität nun nicht mehr durch den Bestätigungswert aus, der ihr aus der Zugehörigkeit zum Schatz ähnlicher Geschichten zuwuchs, sondern a) durch die innere Konsistenz ihrer eigenen symbolischen Ordnung und b) durch das Bewußtsein von deren Differenz zur Wirklichkeit, was sowieso nur zwei Seiten derselben Medaille sind.[127]

Die Selbstreferentialität dient dem Erzählen also zur Selbstabgrenzung und Beglaubigung in einer Epoche, in der die symbolische Ordnung *(les mots)* und die Ordnung der Dinge *(les choses)* auseinandergetreten sind.[128] Welche

125 Ebd. – Vgl. hierzu auch die oben S. 20f. referierten Überlegungen von Koselleck, »Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit«.

126 *Systemtheorie und Literatur,* S. 155.

127 Ebd., S. 157.

128 Vgl. Foucault, *Les mots et les choses,* S. 60ff., der diesen Sachverhalt als Episteme der Repräsentation analysiert und den *Don Quijote* als erstes literarisches Zeugnis dieser Episteme interpretiert: »*Don Quichotte* est la première des œuvres modernes puisqu'on y voit la rai-

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Rolle aber spielt in diesem Zusammenhang die Liebe? Schwanitz weist darauf hin, »daß die Liebe vor allem aus Romanen gelernt wird und daß das dann exaltierte Erwartungen weckt, wovor der Roman selbst wieder warnen kann.«[129] Liebe und Literatur sind traditionellerweise eng aneinander gekoppelt und können einen sich selbst stabilisierenden Rückkopplungsprozeß bilden, was dann die Literatur selbst wiederum bloßlegen kann.

Schwanitz entwickelt nun eingedenk dieser prinzipiellen Affinität zwischen Liebe und Literatur ein komplexes Argument, das den Zusammenhang zwischen Liebesgeschichte und Romanform im 18. und 19. Jahrhundert systemtheoretisch beschreibt und als nicht-beliebig und nicht-zufällig erscheinen läßt. Der ›realistische‹ Roman, der im 18. Jahrhundert in England von Autoren wie Defoe, Richardson und Fielding entwickelt wird und auf erzählerischer Selbstreferentialität beruht, gerät bald in eine Krise, die sich symptomatisch in Laurence Sternes *Tristram Shandy* manifestiert. Dieser Text ist ein »Roman frustrierten Erzählens«,[130] dessen Grundproblem aus der heillosen Interferenz von Erzählakt und erzählter Geschichte resultiert. Das Erzählen will sich selbst erzählen, kann aber nicht mehr zwischen Selbstreferenz und Fremdreferenz unterscheiden, so daß der Text permanent zwischen Erzählakten und Geschichten hin- und herspringt und niemals an ein Ende kommt.

Die Paradoxien, die aus der Nicht-Unterscheidung von Selbst- und Fremdreferenz resultieren, können, so die These von Schwanitz, nur gelöst werden, indem erstens »eine Erzähltechnik gefunden [wird], die eine laufende Vermittlung von Vergangenheit und Zukunft vornimmt, ohne dabei wieder die Interferenzprobleme zwischen Erzählen und Erzähltem zu reproduzieren«, und zweitens »eine Geschichte gefunden [wird], die trotz ihres Weiterlaufens

son cruelle des identités et des différences se jouer à l'infini des signes et des similitudes; puisque le langage y rompt sa vieille parenté avec les choses […].« (S. 62) Die differenzierte literaturwissenschaftliche Analyse des Romans, welche Ulrich Winter, *Der Roman im Zeichen seiner selbst. Typologie, Analyse und historische Studien zum Diskurs literarischer Selbstrepräsentation im spanischen Roman des 15. bis 20. Jahrhunderts,* Tübingen 1998, S. 197–263, vorlegt, kommt allerdings zu dem Ergebnis, daß der *Quijote* diskurs- und mediengeschichtlich zwischen dem auf Oralität beruhenden mittelalterlichen *mouvance*-Modell des Textes und dem neuzeitlichen, schriftbasierten transzendentalen Textmodell angesiedelt ist und an beiden partizipiert. »Der transzendente Raum für transzendentale Autorschaft hat sich noch nicht konstituiert, denn zwischen Autor, Leser und Text ist das Band, das Welt mit Sprache verbindet, noch nicht durchtrennt.« (S. 246) Damit hat der Text die Episteme der Ähnlichkeit, der »prose du monde«, noch nicht definitiv hinter sich gelassen.

129 *Systemtheorie und Literatur,* S. 157.

130 Ebd., S. 160.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

in eine offene Zukunft zu Ende kommt und sich zur Einheit rundet«.[131] Die Lösung findet sich in der bürgerlichen Liebesgeschichte, wie sie im englischen Roman des 18. Jahrhunderts entsteht und in der Romantik bei Jane Austen weiterentwickelt wird. Das von Richardson entworfene Handlungsschema der bürgerlichen Liebesgeschichte stellt eine tugendhafte bürgerliche Frau einem aristokratischen Verführer gegenüber. Der Code des aristokratischen *libertinage* wird durch das tugendhafte Verhalten der bürgerlichen Frau unterlaufen. Es entsteht eine Dialektik der Anerkennung, die um das Problem der Freiheit der Frau kreist. Die Liebe ›zählt‹ nur dann, wenn beide Partner einander aus freien Stücken wählen, sie kann nicht erzwungen werden. Es geht also um das Problem der doppelten Kontingenz: Beide Partner können zustimmen oder ablehnen. Wenn Liebe aber auf Freiheit und Wechselseitigkeit beruhen soll, dann muß sie bei beiden Partnern gleichzeitig und daher autokatalytisch, ohne objektiven Grund ausbrechen. Das gleichzeitige spontane Entstehen der Liebe ist nun aber höchst unwahrscheinlich; außerdem muß die Liebe ja, selbst wenn sie ausnahmsweise einmal spontan entsteht und wechselseitig ist, kommuniziert werden. Es besteht also ein doppeltes Bedürfnis: Zum einen muß die Unwahrscheinlichkeitsschwelle gesenkt, zum anderen die Kommunikation des Unwahrscheinlichen ermöglicht werden.

Auf dieses Bedürfnis antwortet die Konvention des Hofmachens, das vom Mann ausgehen muß. Die Frau muß, will sie annehmen, zunächst vordergründig ablehnen, beziehungsweise ihre Ablehnung muß so ambivalent sein, daß man hinter ihr eine heimliche Zustimmung vermuten kann, was den Mann wiederum dazu ermuntert, ihr weiter den Hof zu machen. Die von der Frau geforderte Ambivalenz aber ist nur möglich um den Preis der Verdrängung: Die bürgerliche, tugendhafte Frau darf sich ihres erotischen Begehrens gar nicht bewußt sein. Die Bewegung der Empfindsamkeit ist, so Schwanitz, eine psycho-historische Kulturrevolution, die »als zentralen Widerspruch das Verbot für die Frauen hervor[bringt], sich ihre Gefühls- und Liebesbereitschaft einzugestehen.«[132] Mit der Verdrängung einher geht aber die Projektion der verdrängten Libido auf den Verführer, der »zugleich attraktiv und verworfen«[133] ist. Das Begehren der Frau bleibt unbewußt, weshalb sie auch ihre eigene Zukunft als Ehefrau des von ihr gezähmten Verführers nicht planen kann. Die Liebe wird also – und das ist historisch

131 Ebd., S. 166.
132 Ebd., S. 172.
133 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

neu – im Roman des 18. Jahrhunderts zum psychologischen Problem und zur psychischen Belastung. Im Zusammenhang damit manifestiert sich zum ersten Mal so etwas wie das Unbewußte in literarischer Form.[134]
Wenn aber die Zukunft der Liebesgeschichte, die aus der Sicht der Frau erzählt wird, ausgeblendet bleiben muß, so legt das die Wahl bestimmter Erzählformen nahe, während andere ausgeschlossen sind. Es kann unmöglich die Ich-Erzählform gewählt werden, die ja im *Tristram Shandy* zur Konfusion geführt hat. Geeignet ist hingegen die Form des Briefromans und mehr noch die von Jane Austen entwickelte Form der Erzählung in der dritten Person mit ausgeblendeter Erzählsituation, mobiler Erzählperspektive und beruhend auf der historisch erstmaligen systematischen Verwendung der erlebten Rede.[135] Die erlebte Rede nämlich ermöglicht es, »die Differenz von Vergangenheit und Zukunft erzähltechnisch als Einheit«[136] zu fassen und dadurch den Leser an der psychologischen Entwicklung der Figur Anteil nehmen zu lassen. Der notwendige Abschluß der zukunftsoffen erzählten Geschichte wird bei Jane Austen (in den Romanen *Emma* und *Pride and Prejudice*) aus der Handlung heraus motiviert, indem die Heldin in die Verdrängung ihres erotischen Begehrens Einsicht gewinnt und dadurch ihre eigene Geschichte als Liebesgeschichte rekapitulieren kann. Damit taucht der strukturell ausgeblendete Erzählakt in Form eines *re-entry* auf der Ebene des Erzählten am Ende der Geschichte auf und bringt so den Text zum Abschluß. Zugleich wird jener die Liebesgeschichte seit Richardson prägende Verdrängungsmechanismus bloßgelegt.

134 Schwanitz geht sogar so weit zu sagen, daß das Unbewußte damals überhaupt erst entstanden sei (*Systemtheorie und Literatur,* S. 172 f.). Eine solche Aussage präsupponiert jedoch erstens, daß das in literarischen Texten Dargestellte außerliterarische Sachverhalte umstandslos abbildet, und zweitens, daß lebensweltliche Phänomene unverzüglich in literarischen Texten abgebildet werden. Beide Aussagen würde Schwanitz selbst so sicher nicht unterschreiben. Es wäre wohl genauer zu sagen, daß damals die Voraussetzungen für die Entdeckung des Unbewußten geschaffen wurden. – Für Sigmund Freud hat das Unbewußte übrigens keineswegs den Charakter einer historisch relativen Erscheinung, wie unschwer daraus zu erkennen ist, daß er die ins Unbewußte verdrängten Triebregungen gegenüber Mutter und Vater nach der in der Tragödie des Sophokles überlieferten antiken Ödipus-Sage benennt und dabei auf das Überzeitliche derselben verweist: »Es muß eine Stimme in unserem Innern geben, welche die zwingende Gewalt des Schicksals im *Ödipus* anzuerkennen bereit ist […]. Und ein solches Moment ist in der Tat in der Geschichte des Königs Ödipus enthalten. Sein Schicksal ergreift uns nur darum, weil es auch das unsrige hätte werden können, weil das Orakel unserer Geburt denselben Fluch über uns verhängt hat wie über ihn.« (*Die Traumdeutung,* in: *Studienausgabe,* hg. v. Alexander Mitscherlich et al., Bd. II, Frankfurt a. M. 1982, S. 267)

135 *Systemtheorie und Literatur,* S. 174–176.

136 Ebd., S. 175.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Schwanitz gelingt es somit, durch den Einsatz systemtheoretischer Modelle die Evolution des englischen Romans im 18. und 19. Jahrhundert plausibel zu machen. Die Strukturanalyse literarischer Texte wird mit systemtheoretischen Beschreibungen konfrontiert, woraus sich ein überraschender Erkenntnisgewinn ergibt. »Die Liebesgeschichte produziert ihre eigene Erzählbarkeit«, so ist, die Argumentation zusammenfassend, das zentrale Teilkapitel bei Schwanitz überschrieben.[137] Wenn Schwanitz' These stimmt, dann ist der Zusammenhang zwischen Erzähltechnik und erzählter Geschichte im englischen Roman des 18. und frühen 19. Jahrhunderts – unter den gegebenen (als solche natürlich kontingenten) historischen Bedingungen – nicht-kontingent. Diesen Zusammenhang aber habe er, so Schwanitz, erst mit Hilfe der Systemtheorie erkennen können.

In vergleichbarer Weise wie Schwanitz möchte ich in der vorliegenden Untersuchung Systemtheorie und Literaturwissenschaft verbinden, das heißt, es geht mir darum, die Systemtheorie in den Dienst der Literaturwissenschaft zu stellen.[138] Das Ziel kann nicht eine möglichst abstrakte systemtheoretische Reformulierung bekannter Sachverhalte sein. Diese Gefahr, der Luhmann und manche seiner literaturwissenschaftlichen Adepten und Exegeten nicht immer entgehen oder die ihnen gar keine zu sein scheint,[139] soll

137 Ebd., S. 176–180.

138 Im Unterschied zu Schwanitz wende ich die Systemtheorie nicht direkt zur Beschreibung der Texte an, sondern indirekt zu ihrer Situierung in einem historischen Kontext. Daraus ergeben sich dann neue Perspektiven auf die in den Texten dargestellten Probleme. – Einen Überblick über die verschiedenen Versuche einer Verbindung von Systemtheorie und Literaturwissenschaft bieten die Forschungsberichte von Georg Jäger, »Systemtheorie und Literatur. Teil I. Der Systembegriff der Empirischen Literaturwissenschaft«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* 19/1 (1994), S. 95–126, Claus-Michael Ort, »Systemtheorie und Literatur: Teil II. Der literarische Text in der Systemtheorie«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* 20/1 (1995), S. 161–178, und von Oliver Jahraus / Benjamin Marius Schmidt, »Systemtheorie und Literatur. Teil III. Modelle Systemtheoretischer Literaturwissenschaft in den 1990ern«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* 23/1 (1998), S. 66–111. Vgl. auch Jürgen Fohrmann / Harro Müller (Hg.), *Systemtheorie der Literatur,* München 1996.

139 Vgl. etwa Luhmann, »Eine Redeskription ›romantischer Kunst‹«, in: Jürgen Fohrmann / Harro Müller (Hg.), *Systemtheorie der Literatur,* München 1996, S. 325–344, wo gar nicht erst der Anspruch erhoben wird, »mit literaturwissenschaftlichen oder ästhetischen Bemühungen in Konkurrenz zu treten und neue Interpretationen romantischer Texte […] anzubieten« (S. 325), sondern lediglich »mit systemtheoretischen Mitteln wiederzubeschreiben, was geschah, als die Romantik ihre eigene Autonomie entdeckte und nachvollzog, was schon passiert war, nämlich die gesellschaftliche Ausdifferenzierung eines speziell auf Kunst bezogenen Funktionssystems« (S. 326). Natürlich soll diese Kritik nicht die Vorzüge von Luhmanns »Redeskription« in Frage stellen. Es soll nur auf die prinzipielle Differenz eines soziologischen und eines literaturwissenschaftlichen Ansatzes hingewiesen und damit auch die Berechtigung des letzteren hervorgehoben werden.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

vermieden werden, indem die Luhmannsche Theorie von der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft lediglich als Ausgangspunkt dient. Es soll hier nicht noch einmal aufs neue belegt werden, daß es diese Ausdifferenzierung gegeben und wie sie sich vollzogen hat. Dies wurde von Luhmann selbst und in seiner Nachfolge im Bereich der Literaturwissenschaft insbesondere von Gerhard Plumpe und Niels Werber in überzeugender Weise getan. Es geht hier vielmehr um den Zusammenhang zwischen Literatur, Liebe und moderner, funktional differenzierter Gesellschaft, so wie er an den Texten selbst ablesbar ist. Meine Prämisse lautet, daß dieser Zusammenhang unter den gegebenen (kontingenten) sozio-historischen Umständen nicht-kontingent ist. Ausgehend von Rousseau soll an Werken von Hölderlin, Foscolo, Mme de Staël und Leopardi exemplarisch gezeigt werden, wie in der europäischen Romantik Liebe und Schreiben aneinander gekoppelt werden,[140] wie durch diese Kopplung Literatur im modernen Sinne entsteht und inwieweit und in welcher Form diese Literatur ihren eigenen Status als funktional differenziertes Teilsystem beziehungsweise ihren System/Umwelt-Bezug reflektiert. Die Systemtheorie dient somit als Folie zur Formulierung eines Problems, das die Texte auf unterschiedliche Weise bearbeiten. Dieses Problem soll nun zum Abschluß dieses einleitenden Kapitels skizziert werden.

0.7 Das Wechselspiel von Ausdifferenzierung und Entdifferenzierung

Die bekannte Tatsache, daß im 18. Jahrhundert im Bereich der Kunst von Heteronomie auf Autonomie umgestellt wird, deutet Niels Werber[141] im Anschluß an Luhmann als Beleg für die Umstellung von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung und für die damit implizierte Ausdifferenzierung der Kunst zu einem spezialisierten Funktionssystem. Der alteuropäischen Poetik mit ihrer Vermischung von Kunst und Moral und ihrer Gebundenheit an das Prinzip der Schichtung (man denke etwa an die Ständeklausel, die Stilebenen und vor allem die klassizistische Gattungshierarchie) entspricht »auf gesellschaftsstruktureller Ebene der stratifikatorische Differenzierungstyp mit seiner diffusen Einheit von Recht, Moral, Künsten,

140 Vgl. Friedrich A. Kittler, »Autorschaft und Liebe«, in: ders. (Hg.), *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus,* Paderborn 1980, S. 142–173, der diese Kopplung am Beispiel von Goethes *Werther* darstellt.

141 *Literatur als System. Zur Ausdifferenzierung literarischer Kommunikation,* Opladen 1992.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Wissenschaften, Geschmack, Macht und Religion.«[142] Geschmack ist kein universelles Merkmal, sondern man erwirbt ihn durch die Zugehörigkeit zur Oberschicht. Ebenso wie die Gesellschaft ist die Poetik nach hierarchischen Prinzipien strukturiert. In der stratifikatorischen Gesellschaft ist alles, und mithin auch die Kunst, nach dem Prinzip der Schichtung organisiert. »Dieser Gesellschaftsstruktur korreliert eine Semantik, welche die Anschlußfähigkeit von Kommunikationen schichtspezifisch differenziert und Beiträge unter Vorgabe der Differenz ›oben vs. unten‹ sortiert. Ihre bekannteste Figur ist die Hierarchie, die ontologisch und theologisch abgesichert die oberste Schicht prämiert.«[143] Eine Folge der Interferenz von künstlerischen und nicht-künstlerischen Prinzipien im Bereich der Kunst ist, daß die Bestimmung dessen, was in der künstlerischen Darstellung als schön zu gelten hat, abhängig von nicht-künstlerischen Vorgaben ist. Somit kann das Häßliche oder das Böse, welches lebensweltlich negativen Wert hat, auch in künstlerischer Gestaltung nicht schön sein. Die Kunst erhält ihre Schönheit durch die Wahl von Gegenständen, die auch in außerkünstlerischem (gesellschaftlichem, moralischem, religiösem) Zusammenhang als schön gelten. Das Schöne ist zugleich das Nützliche, das Wahre und das Gute. Unter diesen Bedingungen kann Kunst nicht autonom sein.

Dies ändert sich bekanntlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Es entsteht nun ein »Kunst- und Literatursystem, das nach ausschließlich selbstgesetzten Kriterien seine Umwelt beobachten und codieren kann.«[144] Die Prinzipien der Autonomieästhetik werden in den ästhetischen Schriften von Kant, Schiller und den Brüdern Schlegel besonders deutlich formuliert.[145] Die für die Ästhetik der Moderne vielleicht wirkungsmächtigste Schrift, Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790), ist eine »Untersuchung des Geschmacksvermögens als ästhetischer Urteilskraft« in »transzendentaler Absicht«,[146] das heißt, es geht um die Bedingungen, denen ästhetische Urteile allgemein, bei allen Menschen unterliegen, und nicht um eine Anweisung »zur Bildung und Kultur des Geschmacks«.[147] Geschmack wird als allgemeines, angeborenes

142 Ebd., S. 34.

143 Gerhard Plumpe / Niels Werber, »Literatur ist codierbar. Aspekte einer systemtheoretischen Literaturwissenschaft«, in: Siegfried J. Schmidt (Hg.), *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven,* Opladen 1993, S. 9–43, hier S. 18.

144 Werber, *Literatur als System,* S. 38.

145 Vgl. die ausführliche Darstellung bei Gerhard Plumpe, *Ästhetische Kommunikation der Moderne,* 2 Bde, Opladen 1993, Bd. 1: *Von Kant bis Hegel.*

146 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft.* Herausgegeben von Karl Vorländer. Mit einer Bibliographie von Heiner Klemme, Hamburg 71990, S. 4.

147 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Erkenntnisvermögen betrachtet (§ 7), nicht als durch »Interaktion in Oberschichten«[148] zu erwerbende und somit schichtspezifische Kompetenz. Mit diesem grundlegenden Perspektivenwechsel vollzieht Kant, so Werbers Deutung, »semantisch die Umstellung von Stratifikation auf Funktion; von in höfischer Konvention geprägtem Geschmack der Hauptstädte und Residenzen auf einen spezifischen Code anonymer Kommunikation mittels Bücher; von der unitas rerum auf Differenz.«[149] In der Tat beruht die *Kritik der Urteilskraft* auf dem Prinzip der Differenzierung, das darauf zielt, einen eigenständigen Bereich des Schönen und seiner Beurteilung zu definieren. Das Schöne wird abgegrenzt gegen das Gute und gegen das Angenehme (§§ 2–4, 15), das Geschmacksurteil unterschieden vom Erkenntnisurteil und mithin das Ästhetische vom Logischen (§ 1) usw. Besonderes Kennzeichen ist dabei das von Kant postulierte Fehlen von Interesse:

> Interesse wird das Wohlgefallen genannt, das wir mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verbinden. […] Nun will man aber, wenn die Frage ist, ob etwas schön sei, nicht wissen, ob uns oder irgend jemand an der Existenz der Sache irgend etwas gelegen sei, oder auch nur gelegen sein könne; sondern, wie wir sie in der bloßen Betrachtung (Anschauung oder Reflexion) beurteilen. Wenn mich jemand fragt, ob ich den Palast, den ich vor mir sehe, schön finde, so mag ich zwar sagen: ich liebe dergleichen Dinge nicht, die bloß für das Angaffen gemacht sind, oder, wie jener irokesische Sachem: ihm gefalle in Paris nichts besser als die Garküchen; ich kann noch überdem auf gut Rousseauisch auf die Eitelkeit der Großen schmählen, welche den Schweiß des Volks auf so entbehrliche Dinge verwenden; ich kann mich endlich gar leicht überzeugen, daß, wenn ich mich auf einem unbewohnten Eilande, ohne Hoffnung, jemals wieder zu Menschen zu kommen, befände, und ich durch meinen bloßen Wunsch ein solches Prachtgebäude hinzaubern könnte, ich mir auch nicht einmal diese Mühe darum geben würde, wenn ich schon eine Hütte hätte, die mir bequem genug wäre. Man kann mir alles dieses einräumen und gutheißen; nur davon ist jetzt nicht die Rede. Man will nur wissen: ob diese bloße Vorstellung des Gegenstandes in mir mit Wohlgefallen begleitet sei, so gleichgültig ich auch immer in Ansehung der Existenz des Gegenstandes dieser Vorstellung sein mag. (§ 2)

Diese Stelle macht anschaulich, daß das ästhetische Urteil von anderen, interessegeleiteten Urteilen (mir liegt nichts an der Existenz der Sache, ich halte sie für unmoralisch, ich benötige sie nicht zum Überleben) strikt zu unterscheiden ist. Eine Sache kann schön sein, ganz unabhängig davon,

148 Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft,* Bd. 1 (1980), Frankfurt a. M. 1998, S. 72 ff.

149 Werber, *Literatur als System,* S. 40.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

ob sie nützlich, zweckmäßig oder moralisch gut ist. Kant geht bekanntlich noch weiter, wenn er postuliert, daß das Geschmacksurteil prinzipiell ohne alles Interesse sein muß: »Man muß nicht im mindesten für die Existenz der Sache eingenommen, sondern in diesem Betracht ganz gleichgültig sein, um in Sachen des Geschmacks den Richter zu spielen.« (§ 2) Der »Bestimmungsgrund des Geschmacksurteils« ist also eine »subjektive Zweckmäßigkeit in der Vorstellung eines Gegenstandes, ohne allen (weder objektiven noch subjektiven) Zweck, folglich die bloße Form der Zweckmäßigkeit in der Vorstellung« (§ 11). Deutlicher gesagt: Wird an einem Objekt eine Zweckmäßigkeit ohne Zweck wahrgenommen, so halten wir es für schön. In demselben Paragraphen heißt es auch: »[…] das Wohlgefallen, welches wir, ohne Begriff, als allgemein mitteilbar beurteilen«. Das durch das Schöne verursachte Wohlgefallen ist somit an Mitteilbarkeit, an Kommunikation gebunden. Für die Kommunikation über das Schöne aber gibt es einen spezialisierten Funktionsbereich, nämlich die »schöne Kunst«, die Kant definiert als »eine Vorstellungsart, die für sich selbst zweckmäßig ist und, obgleich ohne Zweck, dennoch die Kultur der Gemütskräfte zur geselligen Mitteilung befördert.« (§ 44)

Bei Kant also ist, so Werber, die Kunst als ausdifferenziertes, autonomes Funktionssystem gültig beschrieben. Er trennt die Bereiche Ästhetik (Urteilskraft), wissenschaftliche Kommunikation (Verstand, Erkenntnisvermögen) und Moral (Vernunft, Begehrungsvermögen). »Kant schärft das Bewußtsein für diese entscheidenden kommunikativen Differenzen: ›Kein Begriff des Guten kann das Geschmacksurteil bestimmen‹ [§ 11]. Und um eine Blume schön zu finden, muß man kein Botaniker sein [§ 16]. Wissenschaftliche oder moralische Diskurse verfehlen grundsätzlich die spezifische Sphäre des Schönen und Häßlichen. Allein das Gefühl der Lust und Unlust des Subjekts begründet der Kunst angemessene Geschmacksurteile.«[150] Die Fundierung des Geschmacksurteils im Subjektiven (Schönheit, so Kant, sei »ohne Beziehung auf das Gefühl des Subjekts für sich nichts«, § 9) mache der seit der Antike geläufigen Ontologisierung des Schönen ein Ende.[151] Die damit begründete Autonomie des Ästhetischen wird in doppelter Weise gestützt: zum einen durch die »Ablehnung heteronomer Instrumentalisierungen«,[152] zum anderen durch die »Formulierung eines innovativen Orga-

150 Ebd., S. 41 (Einfügungen in eckigen Klammern T. K.).

151 Ebd.

152 Ebd., S. 42. – Allerdings berücksichtigt Werber hierbei nicht, daß Kant an anderer Stelle das Schöne als das »Symbol des Sittlichguten« (§ 59) bezeichnet, was zu einem gewissen Grad die strikte funktionale Trennung der Bereiche Kunst und Moral wieder zurück-

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

nisationsprinzips der Kunst« mittels Rückgriff auf die Kategorien Genie und Geschmack.[153] Laut Kant gehören Objekte, die einen fremden Zweck erfüllen, nicht zur Kunst. »Externe Finalisierungen, wie zur Zeit der Aufklärung gängig, und Kunst schließen sich aus. ›Werke‹ gehören in diesem Sinne nur dann zur Kommunikation des Kunstsystems, wenn die Kommunikation entsprechend *codiert* ist (›schön/häßlich‹) und wenn diese Kommunikation *funktional* der Kunst entspricht.«[154] Obgleich nur kunstspezifisch als schön oder häßlich codierte Objekte zur Kunst gehören, schließt Kant nicht aus, daß sie ein externes, kunstfremdes Interesse hervorrufen können. Die Kunst läßt Interesse als Nebeneffekt zu, sie darf sich aber nicht davon leiten lassen. Systemtheoretisch handelt es sich hier um den Gegensatz von Funktion und Leistung. »Von Leistungen spricht man, wenn ein Sozialsystem Selektionen in einem koexistenten Sozialsystem auslöst.«[155] Die Kunst kann Leistungen für die Erziehung, Bildung oder Wissenschaft erbringen, sie definiert sich aber dadurch nicht. »Kunst wird nicht zur Kunst, weil sie Leistungen für Teilsysteme erwirtschaftet.«[156]

Das ausdifferenzierte, operativ geschlossene moderne Kunstsystem spezialisiert sich somit auf die Funktion der Unterhaltung »vor dem historischen Hintergrund der Entstehung von Freizeit als einem gesellschaftlichen Pro-

nimmt: »Der Geschmack macht gleichsam den Übergang vom Sinnenreiz zum habituellen moralischen Interesse ohne einen zu gewaltsamen Sprung möglich, indem er die Einbildungskraft auch in ihrer Freiheit als zweckmäßig für den Verstand bestimmbar vorstellt und sogar an Gegenständen der Sinne auch ohne Sinnenreiz ein freies Wohlgefallen finden lehrt.« (ebd.) Diesen Widerspruch versucht Plumpe zu lösen, indem er auf die Differenz zwischen System und Umwelt zurückgreift: »Unsere These ist, daß Kant, nachdem er die Spezifik des Ästhetischen kategorial analysiert hat, sich dann, und in zweiter Linie, die Frage vorlegt, welche Bedeutung diese ästhetische Sphäre für die Moralphilosophie haben könnte. […] Mit einer Formulierung der Systemtheorie: Kant durchdenkt ästhetische Kommunikation zunächst als System und dann als Umwelt anderer Kommunikationssysteme, etwa des ethischen. Es geht also keineswegs um so etwas wie eine ›Vermischung‹ oder Integration des Schönen und Guten, sondern allein darum, ob ethische Kommunikation das Recht hat, nach der moralischen Bedeutung des Schönen zu fragen. Dieses Recht gesteht Kant gerade deshalb zu, weil die moralische Thematisierung des Schönen seine Autonomie voraussetzt und respektiert.« (*Ästhetische Kommunikation der Moderne,* Bd. 1, S. 87.) Aus der zitierten Formulierung Kants geht jedoch hervor, daß es sich um mehr als nur eine (kontingente) Leistung des Schönen für seine Umwelt handelt, wenn es in *zeichenhafter,* also intrinsisch-markierter Weise an das Sittlichgute gebunden wird. Der Widerspruch scheint mir durch die Unterscheidung von Funktion und Leistung nicht befriedigend gelöst zu sein.

153 Werber, *Literatur als System,* S. 42.

154 Ebd. (Hervorh. im Text).

155 Ebd., S. 43.

156 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

blem ungebundener Zeit.«[157] Kunst codiert die von ihr bearbeiteten Materialien nach der Leitdifferenz schön vs. häßlich oder, wie Plumpe/Werber[158] vorschlagen, interessant vs. langweilig. Durch die Bearbeitung und Formung des Materials nach bestimmten, historisch je unterschiedlichen Programmen entstehen Werke als symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien. Eine systemtheoretische Definition von Kunst lautet unter Berücksichtigung dieser Faktoren dann wie folgt: »Nicht der Code oder die Funktion allein sind es, die Kunstkommunikation definieren. Vieles kann interessant sein oder unterhalten. Allein die Kombination der Unterhaltungsfunktion des Kunstsystems, seines Codes ›interessant vs. langweilig‹, seines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums ›Werk‹ und seiner Ausdifferenzierung in die asymmetrischen Funktionsrollen des Produzenten und Rezipienten reichen zu einer solchen Definition hin.«[159] Mit dieser Definition verbinden die Verfasser eine Kritik an der »verengten Perspektive programmfixierter, etwa philosophisch-ästhetischer, Kunsttheorien […], die von ›Unterhaltung‹ nichts wissen wollen, ihrerseits aber keine Funktion von Kunst mehr angeben können oder sich in Spitzfindigkeiten verlieren, die mit der Wirklichkeit kurrenter Kunstkommunikation in der modernen Gesellschaft außer Kontakt geraten.«[160]

So berechtigt diese Kritik an den einseitigen, partialen und meist versteckt normativen Definitionen von Kunst, wie sie beispielsweise in der Hermeneutik, in der Ideologiekritik oder auch im Poststrukturalismus zu finden sind, auch sein mag, so ist doch andererseits ein gerade in der Romantik virulen-

157 Plumpe/Werber, »Literatur ist codierbar«, S. 33. – Hans Ulrich Gumbrecht, »Beginn von ›Literatur‹/Abschied vom Körper?«, in: Gisela Smolka-Koerdt/Peter M. Spangenberg/Dagmar Tillmann-Bartylla (Hg.), *Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650,* München 1988, S. 15–50, analysiert die Entstehung von ›Literatur‹ in der frühen Neuzeit vor dem Hintergrund der Entstehung des Buchdrucks und der *»Ausdifferenzierung von Interaktion und Kommunikation«* (S. 40; Hervorh. im Text), und seine These lautet, daß sich aus dem Bereich des interaktionsgebundenen mittelalterlichen Spiels sowohl die schriftgebundene ›Literatur‹ als auch die interaktionsgebundene Handlungssphäre ›Sport‹ entwickelt hätten (S. 42ff.). Damit wären ›Literatur‹ und ›Sport‹ historisch gesehen zwei Seiten einer Medaille, und es erscheint dann um so plausibler, wenn seit dem 18. Jahrhundert zunehmend auch die Literatur für die individuelle Freizeitgestaltung nutzbar gemacht wird. »Wo immer nach 1789 jener neue Horizont der Sinngebung für gesellschaftliches Handeln etabliert wurde, den ›bürgerlich‹ zu nennen wir uns angewöhnt haben, da verloren ›Literatur‹ wie ›Sport‹ ihre überkommenen, meist auf kollektive Interessen gerichteten Begründungen und wurden als komplementäre *Modi zur Bildung des Individuums* erfahren.« (S. 43; Hervorh. im Text)

158 »Literatur ist codierbar«, S. 30–32.

159 Ebd., S. 34f.

160 Ebd., S. 35.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

tes Problem nicht zu übersehen. Die dominante Funktion von Kunst und Literatur in einer ausdifferenzierten Gesellschaft ist sicherlich im abstrakten und allgemeinen Sinn die der Unterhaltung, allein schon deshalb, weil es für andere, der Kunst zu früherer Zeit affine Funktionen wie Wissenstradierung, Sinnstiftung, Welterklärung andere ausdifferenzierte Teilsysteme gibt (Wissenschaft, Religion, Philosophie). Das gilt ganz besonders für die große Mehrzahl aller Kunstwerke der letzten 200 Jahre, die, eingebunden in einen eigens dafür vorgesehenen sozio-ökonomischen Distributionsbereich, das Unterhaltungsbedürfnis explizit erfüllen – das entspräche in etwa dem, was Pierre Bourdieu als »production culturelle spécialement destinée au marché« bezeichnet und was im Gegensatz zur »production d'œuvres ›pures‹ et destinées à l'appropriation symbolique« steht.[161] Die Unterhaltungsfunktion gilt auch, wenn man den Begriff der Unterhaltung nicht-pejorativ verwendet, für Texte der letzteren Gruppe, etwa *Hyperion, Heinrich von Ofterdingen* oder *Obermann*. Auch sie erfüllen ein Bedürfnis nach Unterhaltung, und man liest sie, weil sie interessant und künstlerisch gelungen, nicht – oder zumindest nicht primär – deshalb, weil sie philosophisch oder religiös sind. Es muß indes gefragt werden, wie weit man den Unterhaltungsbegriff fassen mag, ob darunter auch Belehrung, Reflexion und modellhafte Welterfahrung[162] zu verstehen sind. Denn selbst Luhmann erkennt ja, wie oben auf S. 37 gezeigt wurde, der Kunst eine sozial stabilisierende Funktion zu, die darauf beruht, daß die Kunst Wahrnehmung, die eigentlich inkommunikabel ist, kommunikativ vermittelt.[163]

Kunst hat also offenbar eine kognitive Funktion, die man nicht nur gesellschaftlich, sondern, wie Karl Eibl dies vorgeschlagen hat, auch anthropologisch fundieren kann. Eibl spricht in diesem Zusammenhang von der »Nichtwelt«; gemeint ist »das Andere, Undefinierte, Unbestimmte«, das, was aktuell nicht ist, aber sein könnte.[164] Kunst ist, so Eibl, neben Religion und Forschung eine der gesellschaftlichen Institutionen, die sich auf die kulturelle Entdeckung der Nichtwelt spezialisiert haben. Poesie (wie er die im 18. Jahrhundert entstandene moderne Literatur bezeichnet) »basiert auf den biologischen Voraussetzungen einer spielerischen Lust an der Aktivie-

161 *Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire,* Paris 1992, S. 201.

162 Nach Hermann H. Wetzel, *Rimbauds Dichtung. Ein Versuch, »die rauhe Wirklichkeit zu umarmen«,* Stuttgart 1985, sind qualitativ anspruchsvolle literarische Texte wie die Rimbauds poetische Modelle, die den »Modellcharakter sprachlicher Äußerungen über Wirklichkeit bewußt machen« (S. 17).

163 Vgl. Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft.*

164 *Die Entstehung der Poesie,* Frankfurt a. M. / Leipzig 1995, S. 16.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

rung und Wahrnehmung genetischer Dispositionen (Spannung, ›Erregung‹), des Vorhandenseins eines Raumes freier Verknüpfung (Phantasie) sowie kommunikativer Medien mit Darstellungsfunktion und Überkohärenz. Auf dieser Basis strukturiert sie die Nichtwelt durch verfremdende Wiederholung von Wirklichkeitselementen (Simultanthematisierung), insbesondere symbolisch generalisierter ungelöster Probleme, und etabliert sich damit ebenso als Organon der Reflexion dieser Aporien (der Problemüberschüsse des jeweiligen Überzeugungssystems) wie als Platzhalter des unreduzierten Ganzen.«[165] Das spezifisch Moderne der Poesie, die Signatur ihrer Autonomie in der funktional differenzierten Gesellschaft besteht darin, daß sie sich »vom Funktionsprimat der Unterstützung von Problemlösungen ablöst und zum Funktionsprimat der Reflexion ungelöster Probleme wechselt.«[166] Eine solche Funktion ist sicher nicht für alle, aber sehr wohl für diejenigen Texte und Werke anzusetzen, die aus guten Gründen bevorzugter Gegenstand der Literaturwissenschaft sind: die kanonisierten Texte des Höhenkamms.

Wenn also die allgemeine Funktion der Kunst die der Unterhaltung ist, so hat zumindest ein Teilbereich der Kunst darüber hinausgehend eine spezifischere Funktion. Nun ist nicht zu übersehen, daß die avantgardistischen Texte um 1800 gerade nicht als bloße Unterhaltung gelesen werden wollen, sondern daß sie für die Literatur einen totalisierenden Anspruch erheben, der als Symptom für die Autonomie der Literatur und ihre Funktion als Reflexionsorgan für ungelöste Probleme gedeutet werden kann. Denn wenn man einen totalisierenden Führungsanspruch für die Literatur reklamiert, so heißt das ja nichts anderes, als daß Probleme bestehen, die man damit lösen möchte. Es geht hier wohl gemerkt nicht darum, aus der Sicht des um die Dignität seines Forschungsobjektes besorgten Literaturwissenschaftlers diese Texte durch Ausgrenzung aus dem Bereich der Unterhaltung valorisieren und ›retten‹ zu wollen; das haben die aus guten Gründen kanonisierten Texte gar nicht nötig. Nicht die Literaturwissenschaftler, sondern die Autoren bemühen sich mit aller Kraft, etwa durch geschichtsphilosophische Zuschreibungen den Texten bestimmte Funktionen aufzubürden, die auf Totalität und Entdifferenzierung zielen und somit der realen Entwicklung des Kunstsystems in seiner Gesamtheit entgegenlaufen. Zugleich aber werden diese Funktionszumutungen als unerfüllbar oder vergeblich dargestellt – »[…] wozu Dichter in dürftiger Zeit?«, heißt es etwa symptomatisch bei

165 Ebd., S. 17.
166 Ebd., S. 134.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Hölderlin.[167] Vor dem Hintergrund der Ausdifferenzierung läßt sich dieses Spannungsverhältnis zwischen Totalisierungs- und Entdifferenzierungsanspruch einerseits und Einsicht in dessen Unerfüllbarkeit andererseits als epochale Signatur der Texte interpretieren,[168] um so mehr, als in allen hier untersuchten Texten ein metaphorisches und metonymisches Verhältnis zwischen Schreiben und Lieben besteht, aus dem hervorgeht, daß beide Bereiche die an sie gestellten Ansprüche aus nicht-kontingenten Gründen nicht erfüllen können. Die scheiternde Liebe wird zu einem Tropus für die Ohnmacht der Literatur als autonomes Teilsystem in der modernen Gesellschaft. Was dies im einzelnen zu bedeuten hat und wie sich das jeweilige Verhältnis zwischen Schreiben und Liebe in den Texten gestaltet, soll in den nun folgenden Textanalysen gezeigt werden.

167 *Brot und Wein,* V. 122.

168 Auch Plumpe/Werber erkennen dieses Problem, sie leugnen aber seine Relevanz, indem sie apodiktisch erklären: »Formeln wie ›Poesie ist Poesie‹ (Novalis) reflektieren die nun überall mitlaufende Selbstreferenz des Systems, dessen Operationen ausschließlich literarisch codiert sind, auch wenn sie sich anders gebärden. Die Literatur kann nun semantisch ihre Grenze zu ihrer Umwelt problematisieren oder gar leugnen und sich als Mythologie oder ästhetische Erziehung ausgeben – ihr Systemstatus wird dabei nicht gefährdet. Auch die neue Mythologie ist nur ein Medium, dessen Formung interessant ist oder langweilig.« (»Literatur ist codierbar«, S. 37 f.) Natürlich wird Hölderlins Dichtung nicht zur Mythologie oder zur Philosophie, nur weil das künstlerisch bearbeitete Material aus diesen Bereichen entlehnt wird; ebenso wenig wie Foscolos Roman und seine Dichtung trotz ihrer politischen Thematik etwas anderes sind als Literatur. Meine These lautet aber, daß die Texte etwas anderes sein wollen und zugleich zu erkennen geben, daß dies unmöglich ist, und aus dieser dekonstruktiven Spannung beziehen sie ihren ästhetischen Mehrwert.

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

https://doi.org/10.5771/9783968216836-11, am 12.10.2024, 11:31:26
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb